



1. Heft | 11. Januar 1912

LEO ARONS · DIE BEDEUTUNG DER STICHWAHLEN ZUM REICHSTAG 1912



ALLE Wahlvorbereitungen sind jetzt abgeschlossen: Morgen abend wird der Draht bereits eine erste Übersicht des Wahlergebnisses ermöglichen. Man darf mit einer großen Mehrheit der Stimmen gegen den konservativ-ultramontanen Block rechnen. Aber damit ist die Niederlage der Dunkelmänner nicht besiegelt. Das liegt zum Teil an der rückständigen Wahlkreiseinteilung — ihre Abänderung ist Sache der Zukunft —, zum andern Teil daran, daß bei den deutschen Parteiverhältnissen eine große Zahl von Stichwahlen notwendig wird: und hier liegt eine Aufgabe des Augenblicks vor, die schnell und eindeutig gelöst werden muß. Anders kann sich die Erwartung nicht erfüllen, »daß die Periode konservativer Vorherrschaft, die seit mehr als 30 Jahren das Leben des deutschen Volkes zurückhält, verdüstert, bedrückt, ihr Ende finden soll«. Hat Professor O. Harnack mit diesem Satz die große Aufgabe klar ausgesprochen, so hat ein anderer hervorragender Hochschullehrer (sogar eine Exzellenz) ihre Lösung in die scharfen knappen Worte zusammengefaßt: »Bei den Stichwahlen müssen unbedingt die freisinnigen Parteien [hierunter versteht er sämtliche Liberale] mit den Sozialdemokraten zusammengehen, um die Herrschaft des schwarzblauen Blockes zu brechen.« Und Exzellenz Czerny beweist unmittelbar anschließend auch die Erfolgsmöglichkeit: »Wir Liberalen in Baden konnten bei der letzten Landtagswahl bekanntlich allein durch diese Taktik der ultramontan-konservativen Vereinigung die Majorität entreißen, und so muß es auch bei den nächsten Reichstagswahlen sein.« Auch in Baden waren 1909 die Parteien der Linken getrennt zur Hauptwahl geschritten; in 35 von 73 Wahlkreisen waren Stichwahlen erforderlich, und erst durch das zielsichere Eintreten von Liberalen und Sozialdemokraten für den jeweiligen Kandidaten der Linken bei den Stichwahlen wurde die frühere klerikal-konservative Mehrheit aus der badischen Kammer weggefegt.

Die Sozialdemokratie hat erfreulicherweise nach Kräften das ihrige getan, um ein gleiches Vorgehen der gesamten Linken einschließlich der Nationalliberalen bei den bevorstehenden Stichwahlen zum Reichstag zu ermöglichen. Sie hat zunächst auf dem Jenaer Parteitag von 1911 die Bedingungen für die Unterstützung liberaler Kandidaten bei der Stichwahl vollbewußt so gestaltet, daß sie im Gegensatz zu früheren keinerlei Schwierigkeiten bereiten: der nationalliberale Abgeordnete Professor Metger erklärte sie im Tag für »so maßvoll, daß sie tatsächlich jeder Liberale erfüllen kann«. Aber die Sozialdemokratie hat noch einen weitem wichtigen Schritt getan. Von der schwarz-

blauen Seite ist den Liberalen häufig entgegengehalten worden, es sei für sie völlig belanglos, wenn sie mit den Sozialdemokraten zusammen die Mehrheit im Reichstag erlangten; eine Regierung mit dieser Mehrheit sei bei dem Verhalten der Sozialdemokraten ja völlig ausgeschlossen. Vielfach hat diese Erwägung auch bei liberalen Männern ein offenes Ohr gefunden. Die Sozialdemokratie hat sich demgegenüber nicht mit der naheliegenden Antwort begnügt: der Einwand müsse doch erst einmal durch den Versuch geprüft werden. Der Parteivorstand und die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags haben vielmehr in ihrem am 7. Dezember veröffentlichten Wahlauf Ruf jenes Bedenken aus der Welt geschafft. Unter den nächsten Zielen, die der Wahlauf Ruf verkündet, findet sich an hervorragender Stelle in Fettdruck die »Durchführung des parlamentarischen Regierungssystems«. Nun wissen die Männer, die den Aufruf unterschrieben haben, sehr gut, daß zur Durchführung des parlamentarischen Regierungssystems in erster Linie auch die Mehrheit gehört, die nach dem Sturz einer Regierung willens und fähig ist eine neue Regierung zu bilden und zu unterstützen. In welchen Formen sich ein solcher Vorgang in Deutschland abspielen kann, in welcher Art sich dabei die Sozialdemokratie beteiligen würde: das sind Fragen, die heute nicht zu beantworten sind. Es genügt festzustellen, daß die sozialdemokratische Partei durch ihre berufensten Vertreter in feierlicher Weise die Forderung nach Durchführung des parlamentarischen Regierungssystems aufgestellt hat. Die politische Reife des liberalen Bürgertums in Deutschland wird sich an der Art und Weise messen lassen wie es die von der Sozialdemokratie gebotene Gelegenheit ausnutzt. Versagt der Liberalismus in diesem günstigen Augenblick, so wird die Sozialdemokratie gerade infolge ihrer klugen Mäßigung ganz gewiß nicht der verlierende Teil sein. Die enttäuschte Hoffnung wird eine Anzahl der tüchtigen Männer, die sich von neuem dem politischen Leben zuwenden wollten, wieder in ihre Zurückgezogenheit versinken lassen, die anderen werden nach der Erkenntnis handeln, daß ein wirklicher Fortschritt nur noch von der Sozialdemokratie zu erwarten ist. Immerhin würde der Augenblick des Aufstiegs aus dem jetzigen Zustand verzögert, und deshalb hoffen wir, daß in den nächsten Tagen trotz aller Erbitterung, die der Wahlkampf auch zwischen den Parteien der Linken gebracht hat, überall dort, wo Stichwahl zwischen einem Kandidaten des konservativ-klerikalen Blocks und einem der Linken stattfinden muß, die Führer der sozialdemokratischen wie der liberalen Parteien alles aufbieten werden, um ihre Wähler dem Kandidaten der Linken zuzuführen.

Geht diese Hoffnung in Erfüllung, wird die einfache Stichwahllosung *Für oder gegen den schwarzblauen Block?* von der Masse der Wähler mit Begeisterung aufgenommen, so wird damit noch ein weiteres erreicht. Konservative Politiker haben sich über die an sich ja selbstverständliche Zurückhaltung der Regierung mit dem Gedanken beruhigt: Fallen die Wahlen ungünstig aus, so wird die Regierung dem neuen Reichstag schon in den nächsten Monaten eine Vorlage bringen, die dieser nicht annehmen kann, deren Ablehnung aber der Regierung eine neue, berauschende Wahlparole verschaffen wird; nach einer Auflösung wird dann von der erregten Bevölkerung ein willfähriger Reichstag gewählt werden. Ein solches Spiel würde verdorben werden, wenn die Einsicht der Wählerschaft bei den jetzt bevorstehenden Stichwahlen geweckt wird und machtvoll zutage tritt. Dann könnte bei einer schnellen Auflösung des Reichs-

tags von allen Parteien der Linken ein Wahlabkommen schon für die Hauptwahlen getroffen werden, ähnlich dem, das sich jetzt in Bayern bewähren soll: gegenseitige Gewährleistung der augenblicklichen Sitze ohne Gegenkandidaten und Sammlung aller Kräfte auf die Kreise, in denen der konservativ-klerikale Block bisher noch siegreich war. Es ist gewiß nicht belanglos, daß wiederum ein deutscher Hochschullehrer, Geheimer Baurat Landsberg, bis vor kurzem Professor in Darmstadt, diesen Vorschlag schon für die Hauptwahlen machte. Herr Landsberg schrieb: »In allen solchen Kreisen lasse man der bisherigen Partei den Besitz des Wahlkreises. Es handelt sich doch um Erringung der Mehrheit auf der linken Seite. Aber alle Kraft, alle Mittel, alle Agitation konzentriere man auf die zweifelhaften, von rechts zu gewinnenden Wahlkreise.« Wie nun einmal die Verhältnisse liegen, konnte eine derartige Losung für die Hauptwahl keinen Widerhall finden. Ganz anders aber steht es, wenn eine Reichstagsauflösung nach wenigen Monaten eine erneute Hauptwahl notwendig machen sollte. Um nur eines zu erwähnen: Für die Sozialdemokratie entfielen der stets stark betonte Wunsch in dauernder Reihe die Zahl ihrer Wähler festzustellen, wie ja zurzeit auch die bayrischen Genossen darauf verzichten können, weil die bevorstehende Reichstagswahl den gewünschten Anhalt gibt.

Selbstverständlich hat es nicht an Stimmen gefehlt, die namentlich die Nationalliberalen vor dem Kampf an der Seite der *Umsturzpartei* warnten. In der Reichstags-sitzung vom 24. Oktober 1911 hatte der nationalliberale Abgeordnete Fuhrmann im Gegensatz zum Reichskanzler erklärt, daß sich der kommende Wahlkampf in erster Linie um die Frage drehen werde, »ob unser deutsches Volk auf die Dauer von einer kleinen sozialen Schicht allein regiert werden soll, und weiter um die Frage, ob unser deutsches Volk mitbestimmend regiert werden soll von einer Partei, bei der klerikale, konfessionelle Interessen stark vorwiegen«: eine klare Kampfansage gegenüber dem konservativ-klerikalen Block. Ihm erwiderte zwei Tage später der freikonservative Abgeordnete Dr. Arendt: »Meine Herren, ich hoffe, daß die nationalliberalen Wähler ihren Überlieferungen getreu sich nicht durch die Fraktionspolitik abdrängen lassen werden von der Schlachtlinie, in die sie gehören, von der Schlachtlinie, die eintritt für Reich und Reichsverfassung gegen die Umsturzpartei.« Hier unterbrachen ihn Hurrarufe bei den Nationalliberalen, so daß er zürend ausrief: »Meine Herren, es ist tieftraurig, daß Sie solche Ausführungen mit ironischen Rufen begleiten.« Wir können diesen Zwischenfall mit Freuden begrüßen: Läßt er doch vermuten, daß auch die nationalliberalen Kreise das konservative Kunststück durchschauen und an der gewonnenen Erkenntnis festhalten wollen.

Mit redlichem Willen und musterhafter Mäßigung hat die Sozialdemokratie den bürgerlichen Parteien den gemeinsamen Kampf mit ihr möglich zu machen gesucht; sie ist sicher, daß ihre Wähler der ausgegebenen Losung folgen. Von der Tatkraft und Entschlossenheit der bürgerlichen Linken hängt es ab, ob der Stichwahltag den von weiten Kreisen des deutschen Volkes heiß ersehnten Umschwung einleiten wird.

Nicht um den *Umsturz* handelt es sich in diesen Tagen sondern um den ersten Schritt zu einer freiheitlichen Entwicklung.

XX

KARL LEUTHNER · DIE WELTHERRSCHAFT DER ANGSTNEUROSE



INTER weitläufigen und langwierigen Zeremonieen ist endlich die Marokkoaffäre begraben worden. Sie ist nun wirklich als Macht- und Rechtsstreit zweier Staaten um Besitz und Beherrschung eines großen Gebiets erledigt, so vollständig in der Form geschlichtet und beigelegt wie man das vor einem Jahr noch nicht hoffen durfte.

Aber von neuem hat sich die Wahrheit des Satzes bestätigt, daß die Wirklichkeit stets die Dinge anders gestaltet als die Hoffnung sie vorgebildet hatte. Wer glaubt noch, daß die Beseitigung dieses *einsigen realen Interessenkonflikts* die Beziehungen zwischen den Franzosen und den Deutschen bessern, daß der große Erfolg die französischen Gemüter säufügen werde? Graf de Mun ist Parteimensch, Abgeordneter und Schriftsteller, hat also die drei stärksten Antriebe, die ein Mensch haben kann, zu entstellen und zu übertreiben; dennoch dürfte er das Bild der Dinge diesmal nicht allzu sehr verändert haben, wenn er die Stimmung, in der die Kammer den Vertrag erörterte und genehmigte, also schildert:

»Der nationale Schauer schüttelte die Kammer von einem Ende bis zum andern. Jedesmal, wenn ein Redner eine Anspielung, sei es auch nur mit einem Wort, auf die Drohung von gestern, auf die von morgen machte, auf die patriotische Pflicht, die uns durch ungerächte Erinnerungen an stets lebendige Hoffnungen knüpft, ging es durch alle Parteien, mit Ausnahme der Sozialisten, wie ein brausender Beifallssturm. Und als es dahin kam, daß Jaurès verwegenen Wortes Frankreich für den Streit von gestern mit einer Verantwortlichkeit zu belasten schien, von der er Deutschland entlastete, war der Widerspruch so stark, daß er seinen Gedanken nicht vollenden konnte. Ich weiß sehr wohl, welche Mitschuld in gewissen Stunden viele der Männer trifft, die sich heute über die Schwächung des patriotischen Gedankens und die Zerrüttung der nationalen Wehrkraft entrüsten. Aber ein reiner Hauch aus dem bewegten Volksherzen ging diesen Sommer über die Männer. Vor der drohenden Gebärde des Feindes sahen sie plötzlich ein ganzes Volk sich aufbäumen, und aus diesem unerwarteten Erwachen bewährten sie den innern und heilbringenden Eindruck. Etwas Neues ist in unser Leben getreten: die Möglichkeit des Krieges, seine vielleicht nahe und entschlossene Annahme. Vor diesem ergreifenden Bild wurde das Volk in der Erkenntnis, daß es keine Furcht hegte, der Wirklichkeit inne. Kein politisches Kalkül, kein wirtschaftliches Interesse, kein Entgegenkommen hier, keine Verlockung dort, können in Zukunft diesem Land, das gewarnt, aufrecht und auf der Hut ist, eine Zustimmung, ja auch nur eine stillschweigende Zustimmung zu einer Annäherung an Deutschland entreißen, unter welcher verschönernden Hülle sie sich immer verbergen mag.«

Das ist ja gewiß Rhetorik; der Franzose spricht und schreibt, wie sein Lehrmeister, der Römer, in der Regel um einige Grade wärmer und feierlicher als er empfindet. Indes Redensarten wie *ungerächte Empfindungen, stets lebendige Hoffnungen, die Möglichkeit des Krieges und seine entschlossene Annahme* sind nicht das persönliche Eigentum des Schriftstellers, sie haben allgemeinen Kurs im Land. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, inwieweit es echte Worte sind, die da umlaufen, obschon es immer merkwürdig bleibt, daß man in Frankreich und England vom Krieg so offen und zustimmend redet: Jedenfalls hatte de Mun, der Klerikale, in der Pariser Kammer den stärksten Beifall, der ein Beifall seiner politischen Gegner war; jedenfalls widerspricht ihm die Mehrheit der französischen Blätter keineswegs. Die Zustimmung Deutschlands zu dem französischen Protektorat in Marokko, zur Vollendung des französischen Nordafrikareichs könnte als eine bedeutungsvollere Gefälligkeit er-

scheinen als übereilte Beileidskundgebungen: Doch hat sie sichtlich keinen andern Erfolg. Das mindert nicht die Bedeutung der Tatsache, daß der einzige gefährliche Streitgegenstand zwischen Frankreich und Deutschland aus dem Weg geräumt ist. Dem Krieg fehlt der Anlaß, der Friedenszuversicht nach wie vor die entgegenkommende Stimmung des französischen Volkes.

Sie fehlt dem Frieden bereits 42 Jahre; gleichwohl sind diese 42 Jahre die längste Periode der Waffenruhe, die über Mitteleuropa je gewaltet hat. Das Bewußtsein der Kräftegleichheit hält die Schwerter in der Scheide. Doch ein äußerer Anstoß könnte das nie erloschene Revanchegefühl in Taten aufflammen machen. Welche französische Regierung vermöchte den Frieden am Rhein zu behaupten, wenn England seine Flotten gegen Hamburg aussendet und die Landung eines englischen Hilfskorps zu einem konkreten Anerbieten wird? Seit der Stiftung der Entente entscheidet das Downing Street auch über Krieg und Frieden auf dem Kontinent, und schon einmal hat der Ehrgeiz eines französischen Ministers dem lockenden Plan nachgegeben mit der englischen Lunte das französische Pulverfaß zum Aufliegen zu bringen. Der deutsch-französische Gegensatz erhöht Herrn Grey zum Schiedsrichter Europas. Aber hat Greys Politik einen bestimmten sichern Gang, hat sie genau erfaßte englische Ziele? Die britische Staatskunst ist unberechenbar geworden, seit sie aus den britischen Lebensinteressen nicht mehr restlos erschlossen werden kann. Gebietet der Vorteil Englands den Russen die Straßen zum Persischen Golf freizulegen und der stärksten Mittelmeermacht die Schlüssel zum Mittelmeer anzuvertrauen? Nach welcher Erwägung ruhiger Vernunft bedeutet ein deutscher Flottenstützpunkt am Atlantischen Ozean den Kriegsfall, da doch die deutschen Geschwader gegen den Willen Englands nie die Nordsee verlassen könnten, während die britische Regierung selbst den persischen Pufferstaat aus dem Weg räumt und Indien in die Nachbarschaft des unendlich überlegenen russischen Heeres bringt? Mit Vorwürfen dieser Art haben einzelne englische Blätter und Politiker die Staatskunst Greys angegriffen. So hielt Lord Country dem Staatssekretär entgegen, daß ein eingehenderes Studium des Algecirasvertrags fast alle Schwierigkeiten hätte vermeiden lassen; »aber alles, was wir taten, bestand nur darin Frankreich zu unterstützen und alles durch die französische Brille zu betrachten«. Die *Daily News* verlangen ein gemeinsames Eintreten Englands mit Deutschland für eine Politik der offenen Tür, was der Publizist Morel noch schärfer zu der Anklage zuspitzt, Grey mache sich zum gehorsamen Diener der verkehrfeindlichen französischen Handelspolitik und gebe so die Überlieferungen des englischen Handels preis. Aus den Urteilen über die persische Politik Greys klingt oft geradezu die Angst heraus, die Angst um Indien. Allein all diese Stimmen der verwerfenden Kritik bilden doch die Minderheit; die kompakte Majorität der britischen Politiker und Zeitungen steht hinter Grey. Die Erwägungen des unmittelbaren Selbstinteresses sind durch Schreckbilder fieberischer Wachträume verdrängt, in denen die deutsche Invasion als gedankenbannendes Gespenst auftaucht.

Es wird manchem schwer fallen zu glauben, daß England in dem Augenblick, wo sein Auswärtiges Amt wie noch niemals vorher eine gebietende Stellung im Rat der Völker einnimmt, in den Wegen seiner Staatspolitik weit von den großen nationalen Zielen abirren könnte. Aber wenn die Einkreisung Deutschlands als letzte Absicht aller englischen Bestrebungen das Londouer Kabinett zum Haupt des *Länderverteilungssyndikats*, zum Führer der englisch-fran-

zösisch-russischen Allianz und dadurch zum Herrn der Dinge gemacht hat: ist wirklich die Lähmung Deutschlands das, was Englands dringendstem Bedürfnis entspricht? Der Sinn des Imperialismus, der seit dem Anfang der neunziger Jahre immer deutlicher die Leitlinien der britischen Staatskunst bestimmt, war die Zusammenfassung der Kolonien verschiedener Art und Lage zu einem geschlossenen Weltreich. Diese Aufgabe schloß zweierlei in sich, das zunächst von den imperialistischen Denkern noch vermengt wurde. Obwohl die 1884 gegründete *Imperial Federation League* von dem Grundgedanken ausging, das Mutterland, das bisher allein die Kosten der Reichsverteidigung trage, müsse die Hilfe der Kolonien anrufen, ihnen dafür aber auch den angemessenen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten gewähren, und obwohl die Idee der Schaffung eines Bundesreichs gleichberechtigter Gliederstaaten sich immer fester herausgestaltete, sehen wir die erste Reichskonferenz 1887 noch unter dem Vorsitz des Kolonialministers tagen, die Vertreter der Kronkolonien neben den Vertretern Kanadas und der australischen Staaten. Erst 1907 wird der Beschluß gefaßt, daß die Konferenzen nicht wie bisher Beratungen zwischen den Premierministern der Kolonien und dem englischen Kolonialsekretär sondern zwischen den Regierungen der Kolonien und des Mutterlands bilden, und die Kronkolonien überhaupt nicht vertreten sein sollten. Die Verfassung, das wird offenkundig, wird nur denkbar in den Formen der Gleichberechtigung. Aber damit ist die künftige Bedeutung der Kolonien vorweggenommen, und das *Kaiserreich* Indien tritt völlig aus der Reihe. Die Schwierigkeiten der Verfassungsform spiegeln nur die tieferen sachlichen Gegensätze wider. Der Imperialist sagt sich, es entspreche der englischen Natur konstitutionelle Veränderungen nur unter dem Druck der augenblicklichen Not vorzunehmen; zunächst sei die wehrpolitische und die handelspolitische Gemeinschaft auszubauen. Unzweifelhaft hat die Begeisterung des Burenkriegs und die Furcht vor der *gelben Gefahr* die Kolonien bereitwilliger gemacht an der Reichsverteidigung tätig teilzunehmen. Doch auch hier gilt der Satz des frühern kanadischen Ministerpräsidenten Laurier: »Wenn ihr die Unterstützung der Kolonien wollt, so beruft uns in euern Rat.« Solange dies aber nicht möglich ist, weil im wesentlichen England auf seine Kräfte angewiesen bleibt, so lange wird die Frage, in welchem Verhältnis die Kolonialkontingente der Flotte zur britischen Hauptmacht stehen, immer nur provisorische Lösungen zulassen.

Ebenso gehen heute die Linien des Interesses in den Fragen der Handelspolitik auseinander. Die Schaffung des *geschlossenen Handelsstaats* Großbritannien kreuzt sich zurzeit mit den Entwicklungstendenzen in den Kolonien. Kanada bewilligte dem Mutterland 1897 Vorzugszölle. Die Wirkung war außerordentlich. Der englische Handel nach Kanada, der 1888 bis 1897 um 10 655 819 Pfund Sterling abgenommen hatte, stieg von 1897 bis 1906 in den bevorzugten Warenklassen um 31 487 529 Pfund. Dennoch blieb dieses Wachstum weit hinter dem der amerikanischen Einfuhr zurück, die um 46 236 591 Pfund einsprang. Nun raubt jedoch der Handelsvertrag Kanadas mit Frankreich, der alle meistbegünstigten Staaten mitbetrifft, und die Beendigung des Zollkriegs mit Deutschland, womit der Zuschlagszoll von $33\frac{1}{3}\%$ beseitigt wird, dem englischen Handel den besten Teil seiner Vorzugsstellung; ganz abgesehen von der Neuregelung der Handelsbeziehungen zwischen Kanada und der Union selbst. Nirgends vermögen auch die Kolonien auf ihre Zölle England gegenüber zu verzichten, am wenigsten Australien, das bei einer Gesamtbevölkerung

von 5 Millionen Einwohnern 5000 Millionen Mark Schulden zählt, deren Zinsendienst (die auswärtigen Gläubiger sind ausschließlich Engländer) ohne die Zolleinnahmen unmöglich wäre. Und was die Handelsbewegung anlangt, so ist die australische Ausfuhr von 1897 auf 1908 nach dem Ausland von 8 904 809 auf 25 583 717, die Einfuhr vom Ausland von 12 828 923 auf 18 279 510 gestiegen; die entsprechenden Ziffern für das Vereinigte Königreich lauten aber: Ausfuhr nach England 25 823 931 im Jahr 1897 und 29 475 808 im Jahr 1908; Einfuhr aus England 1897 20 319 815 und 1908 25 275 321.

Diese Ziffern sprechen eine deutliche Sprache. Noch tiefer indes spaltet das Reich der Gegensatz der indischen Politik des Mutterlands und der Farbigenpolitik der drei selbständigen Kolonien. Zum Schutz Indiens hat seinerzeit England das Bündnis mit Japan geschlossen. Zum Schutz gegen Japan rüstet Australien. Dem englischen Imperialismus stellen sich sonach Probleme entgegen, die wir etwa so formulieren könnten: Gemeinsame Wehrverfassung ohne Gemeinsamkeit des Feindes; ein Zollverein, dem in der wichtigsten Kolonie, in Kanada, die geographischen Bedingungen widersprechen; die Notwendigkeit den Empfindlichkeiten des erwachenden indischen Nationalstolzes genugsam und der Rassenhochmut der Dominien, für die zweifellos die farbige Einwanderung die Frage der Fragen ist. Diese Interessengegensätze können nicht durch eine Auseinandersetzung geschlichtet werden, man muß versuchen sie durch eine Propaganda der angelsächsischen Reichseinheit und durch die Tat zu überbrücken. Jedenfalls war der Ausfall der Wahlen in Kanada ein erstaunlicher Sieg der Einheitsidee. Zugleich ging aber die indische Politik bis zum Sturz Curzons auf kühnen Wegen die Bahn weiter, die mit der Eroberung Ägyptens vorgezeichnet ist. Man muß sich jetzt geradezu ins Gedächtnis zurückrufen, daß Curzon nach Tibet hinübergriff, um dem russischen Vorstoß nach der indischen Grenze ein für allemal einen Damm entgegenzuwerfen, daß die Versuche am Persischen Golf und am Roten Meer sich festzusetzen den Plan ankündigten das indische und das ägyptische Reich durch eine unzerreißbare Kette zu verknüpfen. Damals erschien die Fortsetzung der Bagdadbahn nach dem Golf als ein unerträgliches Attentat, jetzt hat England den Potsdamer Vertrag hingenommen, der seinem russischen Bundesgenossen die Herrschaft über das in Westpersien zu bauende Schienennetz sichert. Sollte dies ein Fortschritt der Macht, ein Machterwerb sein?

Die Krönung Georgs in Indien wurde zum Anlaß die indische Verwaltungspolitik Curzons abzutragen. Die Trennung der Provinz Bengalen in 2 Administrationsbezirke, die damit verbundene Bevorzugung der Mohammedaner wird aufgehoben; man will die Indier versöhnen und erhebt zum Zeichen dessen das geheiligte Delhi zur Hauptstadt. Das Curzonsche Erbe zu liquidieren zwang die anwachsende revolutionäre Bewegung der Eingeborenen. Aber daß man auch die Ergebnisse seiner äußern Politik streicht, das entspringt aus Ursachen, die mit den inneren Vorgängen im indischen Kaiserreich keine Berührung haben, es entspringt dem, was Washington einmal seinen Landsleuten warnend als die Gefahr verstrickender Bündnisse bezeichnete. Der Grundsatz aller englischen Politik ist die Aufrechterhaltung der Herrschaft zur See. Allein der Grundsatz hat zwei Seiten: Die eine Seite ist die heroische, die der amerikanische Imperialist Mahan in dem Ausspruch andeutet, ohne die beherrschende Flotte würden die Teile des englischen Weltreichs zu abgeschnittenen Detachements eines besiegtten Heeres. Die andere Seite aber spricht von der

Furcht des Inselbewohners vor feindlichem Überfall. »Es ist der gemeinsame Vorzug der Lage Englands und Amerikas«, sagt der selbe Mahan, »von der Bürde der militärischen Erfordernisse befreit zu sein.« Die außerordentliche Kühnheit, das Weitschauende der englischen Kolonialpolitik war die Wirkung der englischen Rückenfreiheit; was der Engländer auch immer einsetzte: Güter, Geld, gemietete Krieger, er konnte die höchsten Spiele spielen, denn niemals stand doch seine Existenz zum Einsatz. Seine Gedanken, seine Herrschaftspläne umspannten die Welt, verachtungsvoll erhob er sich über das kleine Treiben des Weltteils, dessen Froschmäusekriege ihn auf seiner glücklichen Insel nicht erreichen konnten. Das war seine stolze Isolierung, daß er die anderen nicht brauchte, und die anderen ihm nichts anhaben konnten. Allein Kühnheit und Stolz ruhten auf dem Sicherheitsgefühl und brachen mit ihm zusammen. Es wäre die Frage erlaubt, ob die Imperialisten, die zuerst planmäßig Angstgefühle verbreiteten, um durch sie ihre Rüstungspläne zu fördern, über das endgültige Ergebnis heute sonderlich erfreut sind. Denn sicherlich hat das, was eine der angesehensten englischen Zeitschriften heute *knabenhafte Angst* nennt, und womit sie höhnend Greys Nachlaufen hinter den Franzosen kennzeichnet, von den Heeres- und Flottenreden der Imperialisten den Ausgang genommen. In seiner berühmten Oberhausrede vom 23. November 1908 hat Lord Roberts, indem er die Notwendigkeit einer Reorganisation begründen wollte, durchaus mit Argumenten gearbeitet, die in der Septemberpanik der Marokkotage in die Tat umgesetzt erscheinen. Er schildert den Fall, wo Deutschland, weil die englische Flotte (entweder anderweitig beschäftigt oder besiegt) die See freigibt, von seinen Hafenstädten mit ihren unvergleichlichen Eisenbahnverbindungen aus einen überraschenden Überfall auf die Insel macht. »Auf der andern Seite des engen Wassers gegenüber unseren Küsten, im Bereich einer Fahrt von wenigen Stunden lebt ein Volk von mehr als 60 Millionen, unsere unternehmendsten Konkurrenten im Handel, die größte militärische Macht der Welt, die ihrer erdrückenden militärischen Überlegenheit auch noch eine Seemacht hinzufügt, die sie entschlossen und schnell vermehrt«: Solche Gedanken kehren in allen Reden Roberts' wieder, sie werden zum Alpdruck der britischen Politiker. Und dieser angesehenste Militär zögert auch nicht die vorgeblichen Invasionsgefahren in grellen Einzelbildern auszumalen. Er begründet am 12. Juli 1909 seinen Antrag auf Einführung der allgemeinen Dienstpflicht in einer Art von Landsturm mit den Worten:

»Daß heute eine Masse von 300 000 tatsächlich nicht ausgebildeten Leuten, mit unge-drillten Offizieren, mit einer Amateurartillerie, deren Geschütze nicht einmal die neuesten Modelle sind, eine Truppe, die über das ganze Vereinigte Königreich zerstreut ist und zum größten Teil verwandt werden müßte, um die Häfen und Arsenalen zu besetzen, tatsächlich instande wäre dem konzentrierten Angriff von möglicherweise 150 000 der bestausgebildeten und bestorganisierten Truppen der Welt zu widerstehen, das kann wohl niemand ernstlich annehmen. . . . Wir haben keine Armee. Wir haben weder eine Armee für den überseeischen Dienst noch eine Armee für die Landesverteidigung. Der Krieg ist kein Trugbild, aber unsere Armee ist ein Trugbild.«

Die Flottenagitation schlägt die gleichen Töne an. Admiral Lord Beresford sagt in einer Rede am 30. Juni 1909, Versäumnisse des Schiffshauses (während doch 4 *Dreadnoughts* am Stapel liegen), Sparsamkeit an falscher Stelle (die Rüstungskosten haben sich seit einem Jahrzehnt verdoppelt), der Mangel eines strategischen Departements der Admiralität bewirkten, daß England eine Flotte in erforderlicher Stärke nicht mehr besitze. Zugleich schildert er den »Bau

einer ungeheuren Flotte in Deutschland«. Lord Goschen, früherer erster Seelord, verkündigt schon 1906 im Haus der Lords, daß infolge der vielen Organisationsänderungen »die Seetruppen trostlos sind, weil sie meinen, daß die neu einzuführenden Einrichtungen die Lebenskraft ihrer Rasse vernichten werden«. Zuletzt wird der englischen Flotte sogar die Wachstumsmöglichkeit abgestritten. Wyndham deutet es am 23. März 1909 im Unterhaus zunächst bloß an: »Die Regierung«, sagt er, »kann keinen Zuwachs an Kriegsschiffen verlangen, wenn sie nicht gleichzeitig die erforderliche Zahl ausgebildeter Mannschaft zu beschaffen vermag.« Lord Beresford jedoch spricht es wieder mit vollster Rückhaltlosigkeit aus: Es wäre zwecklos große Summen für Kriegsschiffe, Geschütze und Munition auszugeben, wenn die Leute nicht vorhanden wären die Schiffe zu bemannen; augenblicklich seien nicht genug Leute vorhanden. Das sind, wie man weiß, nur einzelne Beispiele. Welcher hervorragende englische Soldat, Marinefachmann, Parlamentarier hat in den letzten Jahren nicht ähnliche und noch stärkere Ausdrücke gebraucht?

Ohne Beispiel ist diese Agitation der Angstmacherei in ihrer Ausdauer, Verbreitung und Heftigkeit. Und nun die Presse, die Wahldemagogie, das Theatergeschäft, das Kino: Sie alle verdienen und werben seit Jahren mit dem selben Thema, den selben Bildern, den selben Films. Das in Gefahr vor einer Invasion hangende Vaterland ist eine reiche Quelle des Einkommens und der Ehren. Soll es uns nun wundernehmen, daß eine schier beispiellose Massenhysterie die Folge dieser unausgesetzten Suggestion von Schreckensvorstellungen wird? Auch hier gehen die Verantwortlichen voran. Der Abgeordnete Samuel Roberts empfiehlt in einer Sheffielder Rede 1909, »um den Bau der drohenden deutschen Armada zu verhindern«, möge das England von heute dem hehren Beispiel des großen Sir Francis Drake nacheifern, »der den Angriff der spanischen Armada nicht abgewartet sondern dadurch vereitelt hat, daß er sie in den Häfen von Lissabon und Kadix aufsuchte und vernichtete«. Der Parlamentarier Barlow fragt am 20. Mai 1909 den Kriegsminister, ob er davon Kenntnis habe, daß in der Nähe von Charing Cross in London 50 000 Mausegewehre und 7½ Millionen Patronen gelagert seien, sowie daß sich in England 66 000 ausgebildete deutsche Soldaten befinden. Der deutsche Oberkellner als zweiter Wilhelm der Eroberer! Parlamente sind nicht selten bevorzugte Tummelplätze der Albernheit, aber in keinem europäischen Parlament wäre doch eine Anfrage wie diese möglich. Sie drückte indes zurzeit bereits ein allgemeines Volksempfinden aus: Sah doch alle Welt im selben Jahr in geheimnisvollen Luftschiffen deutsche Spione Überlandflüge machen, bis es sich herausstellte, daß man es mit harmlosen Versuchen englischer Luftschiffer zu tun gehabt hatte. Damals bemerkte Lord Northcliffe in seinen *Daily News* ärgerlich, man müsse in Deutschland meinen, »daß England das Heim nervös Entarteter zu werden beginne«.

Nun, über jene Torheiten lachte Europa. Wie wenig sie belachenswert waren, hat der Verlauf der Marokkoaffäre im letzten Jahr uns erschreckend vor Augen gerückt. Der selbe Hauptmann Faber, der schon vor 2 Jahren im Unterhaus die Enthebung des englischen Konsuls in Kiel verlangt hatte, weil dieser deutscher Reserveoffizier sei, hat uns ja erzählt, welche Kolportageromane die englische Admiralität im September über die Absichten der deutschen Flotte — die unterdes in der Ostsee weilte — geglaubt, ausgesonnen und an ihrem Teil ins Werk gesetzt hat. Kann man es anders sagen, als daß die Ent-

hüllungen Fabers das Schauspiel durch Angst ihrer Vernunft beraubter Menschen darbieten? Und diese Furchtbetäubten sind nicht mehr das Volk: Es sind die Führenden der Nation. Als ob sich der Kreislauf geschlossen hätte. Wenn die Imperialisten die insulare Angst des Engländers agitatorisch ausgenutzt hatten, um ihn aus der Enge seiner Selbstsucht zu einem Wirken in der Weite des Weltreichs hinauszureißen, so sind die von ihnen geschaffenen Wahngebilde nun ihrer selbst Herr geworden. Die Politik Englands in den letzten 5 Jahren läßt sich in einen logischen Zusammenhang nur noch einfügen, wenn man ihr eine Angstneurose als treibenden Beweggrund leiht. Dies weltgebietende Volk, das von der Uneinnehmbarkeit seiner Kreidefelsen aus das Schicksal des vierten Teils der Menschheit lenkt, scheint, seiner Weltmission vergessend, nur noch der Besorgnis um seine Kreidefelsen zu leben und nicht weiter zu sehen als bis zum kahlen Stein von Helgoland, hinter dem die deutschen Geisterflotten und Geisterheere alle Tage auftauchen. In dieser Geistesverfassung mußte England der Gefangene des Netzes von Bündnissen werden, die es dem deutschen Gegner über den Kopf ziehen wollte.

Jede Politik hat ihr Maß an den Erfolgen. Was hat bis zur Stunde dies Spiel der Ententen England eingetragen? Es hat dem einen Verbündeten Marokko förmlich aufgedrängt und, um ihn das große nordafrikanische Reich müheolos gründen zu lassen, sich und Europa monatelang mit Kriegsalarm erfüllt, während der Beteiligte, der Nutznießer, ohne alle Kampfparade kaltblütig seine Verhandlungen oblag. Es läßt die Russen Persien abblättern und verzehren wie eine Artischocke. Was will der russisch-englische Vergleich? Für die Briten stehen seine Vorteile auf dem Papier. Kann es die Sandwüsten Südostpersiens mit Truppen füllen, die es nicht hat, weil sie in Indien am wenigsten entbehrlich sind? Hofft es die Stimmung seiner Mohammedaner zu verbessern, wenn es nach Marokko und Tripolis nun auch Persien einem christlichen Eroberer dahingibt? Wie will es den Fortschritt der Russen hemmen, die auf wohl vorbereiteten Vormarschlinien östlich und westlich vom Kaspischen Meer Truppenmassen vorschieben können, denen England nirgends in der Welt ähnliches entgegenzusetzen hat? Was ist heute aus Englands Vormachtstellung am Persischen Golf geworden? Und wenn ein halbes Jahrhundert lang das Mittelmeer als der Schlüssel der britischen Seeherrschaft galt, liegt dieser Schlüssel noch sicher in Englands Hand? Vom Atlantischen Ozean bis Biserta reicht Frankreichs Macht; daran schließt sich die italienische Eroberung. Wenn die schwankende britische Herrschaft in Ägypten das militärische Erstarken des türkischen Nachbarn schwer empfand, wird sie bald rechts und links von militärisch weit überlegenen Grenzgebieten flankiert sein.

Sicherlich, die Stellung Englands war nie in der Geschichte glänzender als heute. Allein der Turm von Bündnissen, auf dessen Spitze Grey in der Pose des Weltbeherrschers thront, ruht in seinen Fundamenten nicht auf einer sorgfältigen Berechnung des britischen Eigeninteresses. Es war im Grund nicht so schwer Führer einer Allianz zu werden, deren Vorteile den Gefährten zu fallen. Sollte der Zar sich sträuben von England aus der Not und Schmach des japanischen Krieges unvermittelt zur alten Machtstellung emporgeleitet zu werden? Sollte die französische Republik sich sperren die marokkanische Morgengabe anzunehmen? Das alte taktische Mittel der Briten stets auf dem Kontinent gegen Subsidien einen Söldner zu erhalten kehrt sich nun drolligerweise gegen sie selbst. Denn die Niederkämpfung Deutschlands möchte den

MAX SCHIPPEL · DYNAMIT UND GEWERKSCHAFTEN IN AMERIKA



M 5. Dezember hat der Dynamitprozeß in Los Angeles, der noch Ende November genau so unabsehbar langwierig schien wie bei seiner Eröffnung am 11. Oktober, mit einemmal mit dem Schuldigspruch gegen die Brüder McNamara geendet. Der ältere der beiden Angeklagten, John J. McNamara, der Secretary-Treasurer des Verbands der Brückenbauer und Eisenkonstruktionsarbeiter, wurde wegen der verheerenden Explosion in den Llewellyn Eisenwerken zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, der Schriftsetzer James B. McNamara zu lebenslänglichem Kerker wegen der vollständigen Vernichtung des Geschäftshauses der Otischen *Los Angeles Times*: eine Explosion, bei der zugleich 21 Arbeiter ihr Leben einbüßten. Seit dem 1. Dezember war kein anderer Abschluß mehr zu erwarten, weil damals die beiden Angeschuldigten plötzlich alle Welt, vor allem die Arbeiterschaft des Westens wie des Ostens, durch ein uneingeschränktes Geständnis überraschten.

Mit dem Geschworenenspruch in der schönen und glänzend aufstrebenden, freilich auch noch etwas wildwestlichen südkalifornischen Parvenugroßstadt ist jedoch die eingeleitete, monatelang von allen Seiten mit fieberhaftester Geschäftigkeit und Kräfteanspannung betriebene Prozeßbewegung noch lange nicht zum Stillstand gekommen. Im Gegenteil, die amerikanischen Scharfmacher und Gewerkschaftsgegner glauben nunmehr über den Schlüssel zu allerlei geheimnisvollen Explosionen der jüngsten Zeit, vorwiegend im Osten und Mittelwesten, zu verfügen. Den Gewerkschaftsbeamten, der mit knapper Not, lediglich durch seine Selbstbeichtigung, dem Galgen entgangen ist, hofft man dabei offenbar als Hauptzeugen ins Treffen führen zu können. Kapitalistische Blätter fabeln bereits von mehr als 100 offenkundigen, mit der gewerkschaftlichen Tätigkeit McNamaras mehr oder minder eng zusammenhängenden Dynamitattentaten, die gegen werdende oder vollendete Bauwerke, zum Teil unter brutalster Opferung und Gefährdung von Menschenleben, meist Arbeiterleben, im Lauf der letzten 5 bis 6 Jahre verübt worden seien. Eine bisher kaum erlebte Hetze schlimmster Art gegen das gesamte amerikanische Gewerkschaftswesen knüpft sich selbstverständlich an alle diese sensationellen Enthüllungen und dunklen Andeutungen. Alle aufgedeckten rohen Gewaltakte sollen nämlich deutlich ein gewerkschaftliches Ziel verfolgt haben: Schädigung und Mürbemachung solcher Betriebe, die nicht ausschließlich *Unionsarbeit* verwenden, oder die sogar grundsätzlich organisierte Gewerkschafter zurückweisen. Der vielbeachtete wechselvolle Kampf zwischen dem *open* und dem *closed shop* soll also dem großen Publikum als empörendes blutrünstiges Schauerdrama dargeboten werden.

Diese dreiste Stimmungsmache, deren Höhepunkt wir vielleicht erst in Zukunft zu erwarten haben, wird unbestreitbar dadurch erleichtert, daß man auf die rege gewerkschaftliche und sozialistische Unterstützung der Angeklagten während ihrer Untersuchungshaft und ihrer ersten Prozeßwochen, auf zahlreiche Sympathiekundgebungen von Arbeiterversammlungen und -kongressen, von Arbeiterzeitungen und -zeitschriften, vor allem auf die Herbeischaffung von reichen Geldmitteln aus Arbeiterkreisen für die Zwecke der Verteidigung und Aufklärung hinweisen kann. So schrieb die *Deutsche Arbeitgeberzeitung* am

10. Dezember, und nicht wenige heimische Blätter wandeln geistig in ihren Spuren:

»Heute überbieten sich die amerikanischen Arbeiterführer in pathetischen Beteuerungen, daß sie mit solchen Mordgesellen nichts zu tun hätten und haben wollten; für solche Anarchisten sei kein Galgen hoch genug. Allein, diese Phrasen können nicht darüber hinwegtäuschen, daß der grandiose (?) Verbrecher sich der ungeteilten Gunst und des höchsten Vertrauens der Arbeiterverbände erfreut hat. Nach der Verhaftung McNamaras wurde im ganzen Land gesammelt, um einen riesigen Fonds für seine Verteidigung aufzubringen, überall wurde er, wie auch sein Bruder, als schuldloses Opfer der arbeiterfeindlichen Partei hingestellt. Noch vor 14 Tagen hat die *American Federation of Labor* einen Betrag von 60000 Dollar bewilligt, der dem Schutz dieser bedauernswerten Märtyrer einer guten Sache dienen sollte.«

Um diesen entstellenden Treibereien entgegenzutreten, sei das ganze Milieu, aus dem heraus sowohl die erbitterte Prozeßführung wie die anfängliche Stellungnahme der Arbeiter sich entwickelten, kurz zu schildern versucht. Das ist selbstverständlich vom Ausland her und auf Grund bloßer Preßmitteilungen nicht so leicht. Es ist anzunehmen, daß unsere amerikanischen Parteifreunde ausführlicher auf manche tatsächlichen Einzelheiten und mitspielenden Stimmungen und Strömungen zurückkommen werden. Immerhin dürften sich die wesentlichsten Grundzüge des ganzen Bildes genügend herausheben lassen, um dem Leser ein selbständigeres und gerechtes Urteil zu ermöglichen.



ER erste große Vorstoß gegen die verbrecherische Gewerkschafts-tyrannie (so charakterisierte die kapitalistische Presse von vornherein die ganze schwebende Angelegenheit) ging, wie gesagt, von Los Angeles und Südkalifornien aus, noch dazu von einem der verschriensten Scharfmacher dieses konfliktereichen Gebiets, das über den Urzustand des Grenzerlebens und der Neusiedelung mit allen seinen wild-westlichen Kinderkrankheiten noch gar nicht so lange hinausgewachsen ist.

Noch in der Mitte der fünfziger Jahre beschreibt Julius Fröbel die *Stadt unserer Herrin, der Königin der Engel (La Puebla de Nuestra Senora la Reina de Los Angeles)*, wie sie spanisch-hochtrabend getauft war, als eine widerliche Anhäufung von Spielern, Straßenräubern, Gastwirten bedencklichsten Schlages, von Indianern, Mexikanern und Grenzgesindel aller Art:

»Fast jede Nacht hörte ich auf der Straße unter meinen Fenstern Pistolenschüsse, durch Streitigkeiten in den Spielhäusern oder in anderen schlechten Gesellschaften veranlaßt . . . Los Angeles stand in dieser Beziehung tief unter San Francisco . . . Gerade die polizeiliche Wachsamkeit in der Hauptstadt, die summarische Privatjustiz in den Minen und überhaupt die größere bürgerliche Ordnung, welche sich im Norden des Staates ausbildete, hatte die gefährlichsten Menschen der kalifornischen Bevölkerung nach dem Süden getrieben, und namentlich nach Los Angeles.«

Das ist nun freilich, in erster Linie seit dem wiederholten großen Boom an der Wende der achtziger und neunziger Jahre, alles anders geworden; außer Denver-Colorado zeigt sich vielleicht keine jungwestliche Großstadt in so glänzendem Außengewand. Aber die ganze weitere industrielle Umgebung (viel Petroleum- und Bergbaubezirke) hat auch neuerdings nicht immer die besten Bevölkerungselemente zur Zuwanderung veranlaßt. Das gleiche gilt von der Stadt selber, wie man sich leicht bei einem Gang durch das Stellenvermittlerzentrum in der Nähe des alten katholischen Missionskirchleins und des Chinesenviertels überzeugen kann. Daß das milde Klima während des Winters Schwärme von sonst landstreichenden Gesellen und Halbvagabunden herbeilockt, die während des Sommers sich viel mehr über das ganze nordamerika-

nische Riesenland verteilen, hat sicherlich gleichfalls nicht dazu beigetragen den ganzen Kulturzuschnitt Südkaliforniens zu verbessern. Vor allem jedoch hat die wüste Reklamewirtschaft der Aufschwungszeit den Arbeitsmarkt mit Tausenden überflutet, die im Osten, vom Auswanderertrieb und schrankenlosen Zukunftshoffnungen erfaßt, ihre ganze Habe losschlugen, und denen hier, in der blühenden Ebene zwischen den letzten schneebedeckten Ausläufern der Küstengebirge und dem sonnenschimmernden Stillen Ozean, vielfach nur die Rolle der lohndrückenden industriellen Reservarmee zu spielen übrigbleibt. Die im großen und ganzen günstigen Lohnverhältnisse Kaliforniens sind deshalb in diesem Südzipfel arg durchlöchert und bedroht. Doppelt rücksichtslos, wie in allen Neuländern, in denen stockfremde Menschen nur durch den Erwerbstrieb vorübergehend und seit kurzem zusammengewürfelt sind, hat das Unternehmertum unter so vielversprechenden Voraussetzungen systematisch seine Vorherrschaft zu verstärken und die allein widerstandsfähigen, in der Zeit der ersten halbkolonialen Arbeiterknappheit zunächst zu großem Einfluß gelangten Gewerkschaftsorganisationen um jeden Preis zu zerschmettern gesucht. Kaum irgendwo kämpften deshalb die Unions zuletzt so zäh und verzweifelt um die grundsätzliche Anerkennung, daß nur Unionisten, das heißt nur tarifmäßig gelohnte Arbeiter, in den Fabriken und Werkstätten beschäftigt werden sollten; denn mit der Preisgabe dieser Forderung kam alles, mühsam für die Arbeiter Errungene unrettbar wieder ins Wanken. Kaum irgendwo wirkte andererseits das Unternehmertum so verbissen und skrupellos auf die Ersetzung der Unionsleute durch freie Arbeiter hin. Diese Verfeindung hatte sich seit langem bis zur Siedehitze gesteigert. Es mag sein, daß auch die Unternehmer den Gewerkschaften in vollem Ernst jede Schandtät zutrauten. Ich kann das nicht wissen, folglich auch nicht bestreiten. Sicher ist jedoch, daß die Unions selbst auf das schlimmste seitens des Großkapitalientums, besonders seitens dessen Zentralorganisation, der *Merchants' and Manufacturers' Association*, gefaßt waren. Die Seele aber aller Niederträchtigkeiten und Verhetzungen sah man in dem Besitzer und Leiter der vielgelesenen, einflußreichen *Times*, in General Otis.

Der General mag diese und jene Vorzüge des amerikanischen Selfmademans haben. Aus kleinen Farmerkreisen stammend, in einem ländlichen Blockschulhaus unterrichtet, dann zu einem Buchdrucker in die Lehre gegeben, stürzte er sich frühzeitig in die Politik und den Journalismus. Schon 1860, mit 23 Jahren, war er einer der Delegierten Kentuckys zu der Konvention, die Abraham Lincoln nominierte. Nach den Siegen seiner Partei wurde er bald in der Bundesdruckerei, im Patentamt, später in Alaska beschäftigt; im spanisch-amerikanischen Krieg und gegen die Aufständischen auf den Philippinen spielte er gleichfalls eine Rolle. Seine Haupttätigkeit galt jedoch seit 1882 der *Los Angeles Times*, die immer ausschließlicher in seinen Besitz und unter seinen Einfluß geriet, und der kalifornischen Politik. Nebenher lief natürlich immer noch eine ausgedehnte Geschäftemacherei; so ist der General Präsident der *Coloradoftußlandkompagnie* und Direktor der *Kalifornisch-mexikanischen Land- und Viehkompagnie*; beide Gesellschaften kontrollieren in den Deltaländern der unterkalifornischen Halbinsel gegen 862 000 Acres Land. Das journalistische und geschäftliche Geschick des *Times*leiters findet man vielfach anerkannt. Aber nur eine Stimme herrscht darüber, daß die Verrohung des politischen

Kampfes, vor allem die Hetze gegen die Arbeiterorganisationen, von niemandem mehr gefördert worden ist als von diesem abgebrühtesten, zu jedem Mittel greifenden Bannerträger des *open shop*. Ohne die unablässige Otissche aufreizende und vergiftende Preßkampagne wäre selbst der erwähnte Scharfmacherverband im äußersten Südwesten kaum das geworden, was er nunmehr seit Jahren schon ist. Sogar Roosevelt hielt es im Juni für nötig von einem solchen *politician* unverhohlen abzurücken, von dem der republikanische Gouverneurskandidat und heutige Gouverneur von Kalifornien, Hiram Johnson, bei dem letzten kalifornischen Wahlkampf folgende Charakteristik gab:

»In der Stadt, aus der ich komme [San Francisco], haben wir den Kelch der Entehrung bis auf die Neige geleert. Wir hatten feile Beamte, wir hatten korrupte Zeitungen, wir hatten Männer, die Gesinnung und Stellung verkauften. Jede Art der Verdorbenheit, jede niedrige Leidenschaft und jede Schlechtigkeit war bei uns heimisch, aber wir besaßen niemals und besitzen in San Francisco nichts: so schlecht, so niedrig, so gemein, so infam wie Harrison Gray Otis . . . Er weilt hier in seiner senilen Verantheit . . . jede Reform verhöhnd . . . in niederdrückender Ehrlosigkeit seinem Grab entgegenschreitend. Dieser Mann Otis ist der Schandfleck auf dem Banner Südkaliforniens . . . Spricht man in Kalifornien davon, daß im Süden manches un schön, verderbt, korrupt, niederträchtig und schamlos sei, so denkt man stets an eines: Das ist Harrison Gray Otis.«

Übertrieben oder nicht, auf jeden Fall beweist diese Rede, wozu man auch auf bürgerlich-gegnerischer Seite den *Times*herausgeber für fähig hielt: nämlich zu allem. In der Nacht zum 1. Oktober 1910 erfolgte nun im *Times*gebäude eine furchtbare Explosion; der ganze Riesenbau brach zusammen und versank in Flammen; 21 Menschen, allesamt Arbeiter, gingen dabei zugrunde. Otis war hoch versichert, erlitt also finanziell keinen Schaden. Angesehene Sachverständige schlossen aus der Eigenart der Katastrophe auf eine Gasexplosion; in ihrer Glaubwürdigkeit unantastbare Zeugen, die mit dem Leben davongekommen waren, wollten kurz vor der Katastrophe einen penetranten Gasgeruch wahrgenommen haben; in der Tat geht das Geständnis McNamaras respektive seines Gehilfen McManigals dahin, daß, um der Wirkung doppelt sicher zu sein, vorher die Haupthöhne der Gasleitung geöffnet worden seien. Trotzdem begann Otis sofort am nächsten Tag, jeder ruhigen Untersuchung vorgreifend, eine alles Frühere überbietende Hetze gegen die Gewerkschaftsdynamitarden, gegen die Mörder im Unionsgewand. Die fast unvermeidliche Folge war, daß die Arbeiter, die dem ganzen Geschehnis genau so fremd und unbeteiligt gegenüberstanden wie alle anderen Einwohner von Los Angeles, umgekehrt hinter allem nichts als einen wohlvorbereiteten Anschlag seitens des *Schandflecks* von Südkalifornien erblickten. Noch bis in den letzten November hinein schwor in Los Angeles die eine Hälfte der Bevölkerung, vielfach auch außerhalb der Arbeiterkreise, auf diese Lösung des Rätsels, und nach allem Vorangegangenen war das durchaus erklärlich und bis zu einem gewissen Grad nur die ganz notwendige Wirkung der Scharfmacherpolitik, die sich um Otis sammelte. Aber mit einer Billigung des brutalen Gewaltakts hatte diese Auffassung wahrhaftig nichts zu tun. Ganz im Gegenteil.



ALS die Wogen des gegenseitigen Mißtrauens und der beispiellosen Verdächtigungen am höchsten gingen, ereignete sich der zweite geheimnisvolle, von keinem Menschen auch nur erträumte Vorgang: die Verhaftung der McNamaras fernab in ihrer östlichen Heimat, nämlich Ende April in Detroit und Indiana. Die Begleitumstände gaben hier abermals allen Befürchtungen der Arbeiter neue Nahrung. Von

dem Sekretär der Eisenkonstruktoren hatte man niemals ein Wort der Verherrlichung oder Empfehlung von Gewaltanwendung vernommen. In einem Rundschreiben von Gompers und der *Federation*leitung hieß es erst kürzlich: »J. J. McNamara trat in der Arbeiterbewegung nicht genügend hervor, um als führende Person viel beurteilt zu werden, aber was man von ihm allgemein wußte, sprach nur für ihn. Auf den Kongressen sah man ihn als einen Mann von einnehmender Erscheinung und von versöhnlicher Art. Er wurde als ein zuverlässiger Beamter seiner Organisation, der sich selbst geistig emporgearbeitet habe, bezeichnet. In seiner Rede und in seinen Artikeln für das Fachblatt gab er sich als Gemäßigter [conservative].« Auf der andern Seite stand ein gerissener Detektiv, dessen weitverzweigtes Bureau seit Jahren die amerikanischen Fabriken und Organisationen mit Spitzeln besetzt. Letzteres mag zum Geschäftsbetrieb des vielgenannten, vielbewunderten William J. Burns gehören, und mag noch keine absichtliche, systematische Arbeiterfeindschaft beweisen. Aber die kolossalen Summen, wie sie die Unternehmerverbände auswerfen und versprechen — so ist Herr Burns der Hüter des amerikanischen Bankenverbands gegen die weitverzweigte fahrende Zunft der *Geldschrankknacker* — verführen selbstverständlich zu *Entdeckungen* und zur Herbeischaffung von Beweismaterial um jeden Preis, sei es auch nur, um das Renommee und damit die Einnahmen der Firma immer von neuem aufzufrischen. »Privatdetektivs«, urteilte Herr Burns selber wie jeder Durchschnittsamerikaner und Durchschnittsarbeiter im August dieses Jahres in *McClures Magazine*, »sind, als Klasse, die schlimmste Sorte von schuftigen Erpressern [the worst lot of blackmailing scoundrels], die man außerhalb der Gefängnisse finden kann.« Kein Unbefangener glaubte deshalb die plötzlich erhobene Anschuldigung gegen die McNamaras, und als die Verhaftung und Überführung nach Kalifornien mit einer Gewalttätigkeit und rechtlichen Formlosigkeit erfolgte wie man sie in Amerika als *barbarisch-russisch*, als gegen alle verfassungsgemäß individuellen Freiheitsrechte verstößend ansieht, da war die argwöhnische Empörung auch im Osten und im ganzen Land unter den Arbeitern nicht mehr zurückzudämmen. Man wollte offenbar einen Tendenzprozeß erzwingen, man wollte die Angeschuldigten durch ihren sinnlos überstürzten zwangsweisen Forttransport aus ihrer gewohnten Umgebung nur der sonst verfügbaren Verteidigungs- und Hilfsmittel berauben. Man erinnerte sich des skandalösen Verfahrens gegen die Moyer, Haywood und Pettibone, die dereinst nur mit knapper Not dem Lügennetz der Anklage und damit dem Tod entschlüpft waren. Das alles lag erst ein paar Jahre zurück, sollte es sich nicht wiederholen können? Hatte das alles nicht abermals eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Vorbereitung eines Justizmords, in letzter Linie auf Kosten der gesamten Arbeiterbewegung und zum Vorteil des skrupellosesten Scharfmachertums? Diese wild aufschießenden, unaufhaltsam weiterwuchernden Vermutungen mögen uns heute, nach der Aufklärung wenigstens einiger der wichtigsten Grundlagen der verworrenen Vorgänge, übertrieben erscheinen. Aber verständlich sind sie nicht minder als seinerzeit in Los Angeles selber der unausrottbare Verdacht gegen Otis. Und mit der Billigung brutaler Gewaltakten hatten sie abermals wahrhaftig nicht das geringste zu tun. Ganz im Gegenteil. Sicherung eines objektiven Verfahrens, Herbeischaffung eines möglichst gleichwertigen Verteidigungsmaterials, nachdem von der Gegenseite Hunderttausende von Dollars zur Zusammentragung von Denunziationen und vermeintlichen Beweisen aller Art aufgewandt worden waren: dieses Streben kann unter den erwähnten Voraussetzungen niemand ernstlich mißbilligen, und insoweit hat selbst Roosevelt den Gompers und seinen

Freunden, die die Bildung eines Hilfs- und Sammelkomitees in die Hand nahmen, offen recht geben müssen. Im *Outlook* vom 6. Mai 1911 lesen wir: »Sie [die von Burns verhafteten Männer] haben Anspruch auf ein absolut objektives Prozeßverfahren [an absolutely fair trial]. Verfügen sie nicht über die Mittel sich selber die nötige Verteidigung zu beschaffen, so wäre es für jeden Kreis von Männern durchaus angemessen ihnen die nötigen Geldmittel zuzuführen, einfach weil sonst kein genügendes Gerichtsverfahren verbürgt werden kann [it would be entirely proper for any body of men to furnish them the requisite funds, simply as an incident in securing them a fair trial].«

Die Spuren eines zweifellosen Verbrechens zu verwischen, einen notorischen Verbrecher der gerichtlichen Verantwortung zu entziehen, weil er im Dienst der Unions wirkte, daran konnte niemand auch nur entfernt denken, einfach weil keiner den McNamaras die Dynamittaten zutraute. Gleich am Tag nach der *Times*explosion zog in der Tat Gompers, der Präsident der *American Federation of Labor*, scharf die Grenze gegen die jetzt unterstellte Anschauung. Nach dem Bericht des *Saint-Louis Star* (eines bürgerlichen Blattes) vom 2. Oktober 1910 äußerte er sich wie folgt:

»Die Arbeiter sympathisieren nicht mit solchen Ausschreitungen, geschweige denn, daß sie auf solche Verbrechen sinnen. Ich bin außerstande zu glauben, ein Unionist könne der Täter sein, und ich wünsche nichts sehnlicher als daß der Täter überhaupt mit keinerlei Arbeiterbewegung etwas zu tun hatte. Es ist ganz undenkbar, daß eine Gewerkschaft diese Tat verübt haben sollte. Käme aber doch ein Unionist in Betracht, so kann die Gewerkschaftsbewegung von objektiven Beurteilern nicht für die Tat eines Mannes verantwortlich gemacht werden, der so sehr jedes menschlichen Fühlens bar war wie es der Urheber dieser schaurigen Katastrophe gewesen sein muß. Das war die Tat eines Unzurechnungsfähigen. Jedermann könnte gegenüber einem solchen Verbrechen nur den tiefsten Abscheu bekunden.«



ROTZDEM wird die wüste Hetze gegen die Arbeiterorganisationen nach wie vor durch das Land toben, solange noch einige Aussicht besteht die weiteren Explosionen der letzten Jahre, vor allem an Brücken- und Eisenkonstruktionen, in Verbindung mit den McNamaras zu setzen, die alsdann in der Tat größere Fonds zur Verfügung und damit einen weitem Personenkreis zu Mitwissern gehabt haben müßten. Auf diese Enthüllung arbeiten jetzt die Scharfmacher hin, und auch gegen diesen Plan wenden sich jetzt in einem längern öffentlichen Rundschreiben vom 9. Dezember Samuel Gompers, James A. Short von den Baugewerben, Jas. O'Connell von den Metallarbeitern und John B. Lennon: »Es ist grausam unbillig die Leiter der Arbeiterorganisationen rechtlich oder moralisch für die Verbrechen von Einzelmitgliedern haftbar machen zu wollen. Keiner andern Assoziation von Männern legt man in unserm Land eine solche moralische Verpflichtung oder rechtliche Haftbarkeit auf. Soweit wir ein Recht haben im Namen der organisierten Arbeit zu sprechen, heißen wir jede Untersuchung willkommen, die Gerichte des Bundes oder der Staaten einleiten mögen. Die Sitzungen der Kongresse der *American Federation of Labor* finden bei offenen Türen statt, so daß jedermann sehen und hören kann, was getan und gesagt wird. Die Bücher, die Abrechnungen, die Korrespondenzen der *Federation* sind von jeder kompetenten Behörde einzusehen, die zur Informierung Anspruch darauf erheben will. Werden die *National Manufacturers' Association*, die *Erectors' Association* und die Detektivbureaus zur öffentlichen Untersuchung und Nachprüfung in gleicher Weise ihre Bücher und Korrespondenzen zur Verfügung stellen?« So wird dieser erbitterte Kampf noch längere Zeit hin und her wogen. Hoffentlich mit dem Ergebnis, daß alle Anschläge an der ruhigen Überlegung und der Opferwilligkeit der Arbeitermassen scheitern. Es ist nicht die erste derartige Krisis, die die amerikanische Gewerkschaftsbewegung zu überstehen hatte.

XX

EDUARD BERNSTEIN · PAUL LAFARGUE

PAUL Lafargues Tod hat der französischen Sozialdemokratie einen ihrer uneigennützigsten, unbeugsamsten, belesensten und geistreichsten Kämpfer, den Mitbegründer der Partei in ihrer neuern Form, entrissen.

Als der Sohn wohlhabender Eltern, in deren Adern französisches, westindisches und Negerblut sich mischten, auf der Insel Kuba (nach einigen in Santiago, soviel mir bekannt ist: in Havanna) geboren, kam er schon als Knabe nach Frankreich, um dort seine Gymnasial- und Universitäts-erziehung zu erhalten. Das Bewußtsein, daß er zum Teil von Angehörigen unterdrückter, der europäischen Zivilisation fremd gegenüberstehender Rassen abstammte, scheint schon früh sein Denken beeinflußt zu haben, wie sich Rückwirkungen einer dadurch erzeugten Kulturauffassung in seinen ganzen ethnologischen und soziologischen Arbeiten verfolgen lassen. Man kann diese Auffassung als einen kulturphilosophischen Romantizismus bezeichnen, eine hochgradige Skepsis gegenüber der Kultur der vorgeschrittenen Völker Europas und eine starke Wertschätzung von Einrichtungen und Gewohnheiten wilder und halbwilder Völkerschaften. Wie fest diese Romantik in ihm saß, bezeugt unter anderm auch sein selbstgewählter Tod. Wiederholt hat Lafargue mit großer Sympathie der Sitte der Wilden und Barbaren gedacht ihre Alten zu töten, sobald diese so hinfällig geworden waren, daß sie an den Zügen des Stammes nicht mehr ohne Beschwerden teilnehmen konnten, und um den Verfall seiner körperlichen und geistigen Kräfte nicht zu erleben, hat er auf Grund eines Jahre vorher gefaßten Beschlusses in voller Rüstigkeit und mit sorgfältiger, alle Umstände wohlüberlegt berücksichtigender Vorbereitung 7 Wochen vor Abschluß seines 70. Lebensjahrs durch Einspritzung von Zyankali sich selbst den Tod gegeben. Mit ihm zugleich ist in der gleichen Weise seine nur wenige Jahre jüngere Frau Laura, die Tochter Karl Marx', aus dem Leben geschieden. Obwohl keine Zeile von ihr zur allgemeinen Kenntnis gelangt ist, worin von einem solchen Vorhaben gesprochen wird, muß doch angenommen werden, daß sie mit Lafargues Beschluß ihr Leben willkürlich zu enden einverstanden war, und als über allem Zweifel sicher darf man annehmen, daß sie ihren Mann nicht zu überleben wünschte. Denn die Ehe Paul und Laura Lafargues war überaus harmonisch gewesen, und in einem bedeutsamen Grundsatz, der für die Selbsttötung entscheidend war, war das Ehepaar unbedingt eines Sinnes.

Es gehört große Festigkeit des Willens dazu und auch ein nicht geringer Mut, wenn Lafargue unter den geschilderten Umständen seinem Leben ein selbstgewähltes Ende bereitet. Aber wenn das moderne Denken auch dem Menschen als Persönlichkeitsrecht die Verfügung über sein Ich zuspricht, so kann das soziale Empfinden sich dieses Recht nicht ohne korrespondierende Pflichten vorstellen. Wo weder zwingende Nöte noch Pflichten Dritten gegenüber noch Interessen einer größern Allgemeinheit es nahelegen, wird das Wegwerfen des eigenen Lebens zur Verfallserscheinung. Lafargue war außer von dem geschilderten Romantizismus auch von jenen Elementen der Fourieristischen Lehre beherrscht, die auf eine epikuräische Lebensphilosophie hinauslaufen, und wenn er auch viel zu sehr Mann des Gedankens und des Kampfes für die Befreiung der Arbeiterklasse war, um im täglichen Leben in groben Epikuräismus zu verfallen, so erhielt doch seine Ethik damit einen stark individualistischen Zug,

ganz im Gegensatz zu seiner Wirtschaftsauffassung und Rechtstheorie, die streng kommunistisch waren.

Wir sehen da einen fast unvermittelten Gegensatz vor uns, der aber in Lafargues Schriften und seinen politischen Urteilen in verschiedenen Formen häufig wiederkehrt. Lafargue zeigt sich uns bald als evolutionistischen und bald als absolutistischen Sozialphilosophen, vertritt einmal mit Konsequenz historisches Denken und ein anderes Mal fast antihistorische Ideen, ist bald streng materialistischer Dialektiker und bald in phantastischen Spekulationen sich verlierender Metaphysiker und Utopist. Kaum ein zweiter sozialistischer Schriftsteller aus der marxistischen Schule hat so viel Widerspruch bei Sozialisten aller Schulen, die marxistische eingeschlossen, hervorgerufen wie Lafargue; auch ein großer Teil der kritischen Aufsätze, die der Schreiber dieses in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre gegen falsche oder übertriebene Anwendungen der Grundgedanken der marxistischen Lehre geschrieben hat, sind, wie der Kenner der Schriften Lafargues leicht herausfinden wird, der Sache nach vornehmlich gegen Lafarguesche Theoreme gerichtet. Schon als ich 1895 in der *Neuen Zeit* ein Buch zu besprechen hatte, das je einen Aufsatz Lafargues und des französischen Freihandelstheoretikers Yves Guyot enthielt, und dort Lafargue gegenüber Guyot zu verteidigen suchte, konnte ich nicht umhin in die Verteidigung meines Freundes und Gesinnungsgenossen verschiedene Vorbehalte, was seine Deduktionen anlangt, einzuflechten, und allérhand Bemerkungen am Rand des im gleichen Jahrgang der *Neuen Zeit* abgedruckten Vortrags Lafargues über die idealistische Geschichtsauffassung erinnern mich daran, wie lebhaften Widerspruch ein Teil der Sätze jener Abhandlung bei mir hervorriefen.

Zu den von mir mit ablehnenden Randbemerkungen versehenen Stellen gehört auch ein Satzstück, das sich mit der Moral des Zinsnehmens befaßt. Sie steht auf Seite 584-585 im 2. Band des 13. Jahrgangs der *Neuen Zeit* und erhält ein besonderes nachträgliches Interesse durch den Vergleich mit der Art und Weise, wie nach den Mitteilungen Edgar Longuets, des Neffen und Testamentsvollstreckers Lafargues, dieser mit einem ihm 1900 oder 1901 zugefallenen Vermögen von etwas über 160 000 Francs verfahren ist. Lafargue stellt an der bezeichneten Stelle es als einen Rückgang der Moral hin, daß die modernen Gesetzbücher das Zinsnehmen legalisieren, während die Ethiker der Feudalzeit und der antiken Welt es verwarfen. Das Unhistorische dieser Gegenüberstellung, bei der die große Verschiedenheit der jeweiligen ökonomischen Voraussetzungen ganz unberücksichtigt bleibt, springt in die Augen. Nur indem er davon abstrahierte, daß das antike Patriziertum persönliche Sklaverei und Auspressung unterworfenen Völkerschaften, das Feudalherrentum des Mittelalters Fronarbeit und Bußen aller Art zur Grundlage hatte, konnte Lafargue am Schluß jenes Satzstücks ausrufen:

«Nichts natürlicher, als daß Kapitalisten, welche vom Schacher mit Geld leben, in dieser Frage [des Zinsnehmens] die Ansicht ihrer erstaunlich oberflächlichen Leibphilosophen teilen. Wir Sozialisten jedoch, welche die kapitalistische Ausbeutung aus der Welt schaffen wollen, wir anerkennen unumwunden, daß den Feudalherren und den Patriziern des griechisch-römischen Altertums eine höhere Auffassung der Moral eigentümlich war, wenn sie die Leihherren gegen Zins als Diebe behandelten.» Wenn wir aber von Edgar Longuet hören, daß Lafargue jene ererbte Summe, statt sie zinstragend anzulegen, in 10 Teile teilte und beiseite legte, um während der 10 Jahre, die er noch zu leben vorhatte, jährlich eines dieser Zehntel unverzinst aufzuwenden, so werden wir ihm die Anerkennung zollen müssen, daß

er immerhin durch die Tat gezeigt hat, daß jener Satz ihm mehr war als eine schillernde Phrase.

Am Beispiel dieser Gegenüberstellung wird man meines Erachtens überhaupt das politische und literarische Wirken Lafargues zu würdigen haben, wenn man ihm gerecht werden will. Das Stück Romantik, das in Lafargues Schriften immer wieder durchbricht, war bei ihm echtes Empfinden. Er war ein durchaus gerader Charakter, dem kaum etwas mehr verhaßt war als die literarische Pose, und der denn auch die Romantik, die nur Pose war oder ihm als solche erschien, auf das leidenschaftlichste befandete. An ihr hat er die ätzendste Kritik geübt, und seine übertriebenen Angriffe auf den Idealismus sind nicht zum wenigsten Superlative einer begrifflichen Gegnerschaft gegen den Mißbrauch der idealistischen Schlagworte. Es genügte ihm nicht aufzuzeigen, wie die Begriffe des praktischen Idealismus ohne nähere Bestimmungen ihres Inhalts leere Formeln sind, in die sich alles Mögliche hineinschreiben läßt, er gab ihnen den möglichst anstößigen Inhalt, um die Formel zu diskreditieren, und schüttete auf diese Weise das Kind mit dem Bade aus; eine Neigung, die sich oft in seinen Schriften zeigt, und manche in ihrer propagandistischen Wirkung beeinträchtigt.

Lafargue hat mehr als irgendein Sozialist vor ihm dafür getan die Grundgedanken der Marxschen Gesellschaftstheorie den Franzosen verständlich zu machen. Er war als Student der Medizin in die revolutionäre Bewegung eingetreten, die in den sechziger Jahren den Boden des zweiten Napoléonischen Kaiserreichs unterwühlte, und zunächst Anhänger Proudhons geworden. Dann aber hatte ihn die Teilnahme am Lütticher revolutionären Studentenkongreß von 1865 genötigt eine außerfranzösische Universität behufs Erwerb des Doktorgrads aufzusuchen. Er war nach London gegangen, als Mitglied der Internationale mit Marx in Verbindung getreten, und, nachdem er dessen Tochter Laura heimgeführt hatte, im persönlichen Verkehr mit Marx mit dessen Lehren genauer bekannt geworden. Es scheint ihm nicht leicht geworden zu sein das Marxsche Lehrgebäude zu akzeptieren, aber um die Zeit des großen Konflikts in der *Internationalen* sehen wir ihn schon an der Seite Marxens gegen die auf Proudhon sich stützenden Anhänger und Verbündeten Bakunins. Während der Herrschaft der Pariser Kommune war Lafargue in Südfrankreich für sie tätig, mußte nach ihrem Sturz flüchten, lebte einige Zeit in Spanien und von 1873 bis 1881 wieder in London, wo er im intimen Verkehr mit Marx und Friedrich Engels, der 1870 nach London übergesiedelt war, sich zum Marxisten in Theorie und Praxis entwickelte.

Lafargue ward Mitbegründer und Mitarbeiter der Wochenschrift *Egalité*, die 1877 in Paris unter der Redaktion Jules Guesdes ins Leben trat und die erste entschieden marxistische Zeitschrift Frankreichs war, Mitarbeiter an der ersten Serie der 1879 von Benoit Malon gegründeten *Revue Socialiste* und Mitverfasser des Programms für die 1880 aus vorher ziemlich losen Arbeiterkongressen entwickelte *Arbeiterpartei*, der die beiden Zeitschriften theoretisch den Boden geebnet hatten. Dieses Programm, das sogenannte *programme-minimum*, wurde indes einer der Faktoren der Spaltung der jungen Partei — nicht so sehr wegen der meisterhaften theoretischen Einleitung, die Marx für es Guesde und Lafargue in die Feder diktiert hat, als wegen einiger seiner praktischen Forderungen, die Marx selbst für unpraktisch oder sogar theoretisch unhaltbar erklärt hatte, und die, wie zum Beispiel die Forderung der Aufhebung aller Erbschaften von über 20 000 Francs, für ein Land von dem damaligen wirt-

schaftlichen Entwicklungsstand Frankreichs geradezu widersinnig waren. Hauptsächlich um solcher Punkte willen sträubten sich verschiedene Mitglieder der neuen Partei, darunter in erster Reihe der Maschinenbauer Jules Joffrin, der als ehemaliger Kämpfer der Kommune erheblichen Einfluß hatte, mit dem Minimumprogramm in den Wahlkampf zu ziehen, und es kam darüber zu heftigem Streit. Er endete mit der Spaltung der Partei in zwei Fraktionen, von denen die eine, an deren Spitze Guesde, Lafargue, Deville standen, sich als *marxistisch* bezeichnete, die andere, deren Hauptvertreter Brousse, Joffrin, Fournière, Malon usw. waren, von ihren Widersachern den Beinamen *Possibilisten* erhielt, der als Spottname gemeint war, aber von den so Genannten schließlich akzeptiert wurde.

In diesen Kämpfen, die für die Sozialdemokratie Frankreichs dadurch verhängnisvoll wurden, daß der Streit der Sozialdemokraten unter sich der Ausbreitung des Anarchismus ungemein Vorschub leistete, traten zwei charakteristische Eigenschaften Lafargues besonders scharf hervor: die Neigung Meinungs-differenzen auf ihr Extrem zuzuspitzen und dadurch in unüberbrückbare Gegensätze zu gestalten, und eine verletzend herbe Art der Polemik. Allerdings forderten Tendenzen, die sich im andern Lager zeigten, zum Beispiel ein im Wochenblatt der Possibilisten, dem *Proletaire*, hervortretender Kultus der schwierigen Faust, zur entschiedenen Kritik heraus. Aber Lafargue schlug nicht selten die Übertreibung mit einer andern Übertreibung. So mündete seine Bekämpfung dessen, was er *Possibilismus* nannte, in so schroffe Verurteilung reformerischer Aktionen, daß man nicht mit Unrecht die Bezeichnung *Impossibleismus* darauf anwenden konnte, und sie in der Tat das Arsenal der Anarchisten verstärkte. Lafargues damalige Kampfstellung erinnert an Liebknechts Haltung in den sechziger Jahren, und ähnlich wie Liebknecht galt auch Lafargue in höherm Grad als Interpret Marxens als er es in Wirklichkeit war. Aber wenn eine gewisse nervöse Ungeduld Lafargues und seine Vorliebe für paradoxe Formulierung der Streitfragen die inneren Kämpfe der jungen Partei vielfach unnötig bitter gestaltet haben, so darf darüber nicht vergessen werden, daß er alles in allem damals doch derjenige Vertreter des Sozialismus in Frankreich war, der die theoretischen Fragen am tiefsten erfaßte und am geistreichsten literarisch zu vertreten wußte. Manche seiner Abhandlungen sind kleine Meisterwerke. Ich sprach oben davon, daß in den neunziger Jahren theoretische Arbeiten Lafargues mich zum Widerspruch reizten. Es ist aber im Angesicht dessen nur billig hier auch festzustellen, daß ich Lafargues Schriften aus den achtziger Jahren sehr viel fruchtbare Anregung verdanke. Sowohl seine objektiv darstellenden Aufsätze, wie der unter dem Titel *Gesellschaftliches und Privateigentum* deutsch als Broschüre herausgegebene erste Abschnitt der von ihm und Jules Guesde gemeinsam verfaßten Schrift über das Minimumprogramm, die Vorträge über den wirtschaftlichen Materialismus, über die Entwicklung des Eigentums, über Kommunismus und Kapitalismus, wie auch seine sozialen Satiren *Das Recht auf Faulheit*, *Die Religion des Kapitals* usw., sind, was lebendige Anschaulichkeit und dialektisches Geschick anlangt, kaum zu übertreffen. Sie sind mehr als bloße Popularisierungen. Lafargue las viel und mit scharfer Analyse, seine Arbeiten legen von eigenem Studium, eigenem Denken, eigener Anschauungsart Zeugnis ab.

Sehr stark beschäftigten Lafargue urchichtliche Probleme, und von diesen wiederum die Fragen der Entstehung von religiösen Mythen, von Ideologien

und Begriffen. Er hat da manche kühne Hypothesen aufgestellt, die in seiner Formulierung vor der kritischen Nachprüfung nicht standhalten; er hat der allen Marxisten gefährlichen Verführung konditionalen Faktoren mehr kausale Bedeutung zuzuschreiben als ihnen zukommt nicht immer genug Widerstand geleistet. Aber diese Untersuchungen sind doch zumeist sehr lesenswert. Wie es sich auch bei den behandelten Fragen mit den Kausalitätsgraden verhält, ob zum Beispiel Lafargues Theorie, daß die Idee des Gerechten erst mit der Teilung der Äcker aufgekommen ist, durch die philologische Beweisführung, die er ihr gibt (die enge Verwandtschaft der Ausdrücke für *gerecht* und *gerade* in den verschiedenen Sprachen) für hinlänglich gestützt erachtet werden kann oder nicht, so haben doch diese und andere Untersuchungen Lafargues das Verdienst Zusammenhänge aufzudecken, an denen man bis dahin achtlos vorüberging, und so der Forschung neue Wege gewiesen zu haben. Lafargue hat tiefgehende Studien auf verschiedenen Gebieten der Geisteswissenschaften gemacht und ist einer der ideenreichsten, wenn nicht der ideenreichste Erforscher der Urgeschichte, die aus der Marx-Engelsschen Schule hervorgegangen sind.

Als Parteimann gehörte Lafargue bis zuletzt der antireformistischen Richtung an. Wenngleich er im Lauf der Jahre der Evolutionsidee manche Zugeständnisse gemacht hat, zog ihn politische Denkart doch immer wieder zu den Vertretern der Auffassung von der katastrophalen Umwälzung der Gesellschaft. So war er einer der entschiedensten Gegner der Beteiligung der französischen Sozialdemokratie am republikanischen Block in Frankreich. Wer wie der Schreiber dieses der Überzeugung ist, daß der Austritt der Sozialdemokratie aus dem Block unter andern den Einfluß von Finanzkonsortien auf die Politik Frankreichs in verhängnisvollem Grad gesteigert hat, wird diese Seite von Lafargues Wirken nur bedauern können. Aber es ist das eben nur eine Seite der Parteitätigkeit dieses reichbegabten Kämpfers, dessen durchaus uneigennützigte Gesamttätigkeit für die Sache der Ausgebeuteten und Unterdrückten ihm ein dankbares Andenken sichert.

XX

HUGO LINDEMANN · AUFBAUENDER SOZIALISMUS



SEIT einiger Zeit ist es wieder modern in Revolution zu machen. Man behauptet mit prophetischer Kühnheit, daß die soziale Revolution unmittelbar bevorstehe, nachdem sich der Kapitalismus bereits zur höchsten Reife entwickelt habe. Die ganze Tätigkeit der Partei soll auf die so nahe bevorstehende soziale Revolution zugespitzt werden. Daher die Aufforderungen zum unermüdlichen Studium des Massenstreiks, zur praktischen Einschulung der Massen für dessen Anwendung, wobei allerdings der Inhalt des massenstreiklichen Katechismus verblüffend ärmlich ist und sich in den endlos wiederholten Worten *agitieren* und *organisieren* erschöpft; daher die Herabsetzung der aufbauenden Tätigkeit der Partei in den Parlamenten und den Gemeinden, vor der der gläubige *Sozialrevolutionär* als vor dem Weg zur Hölle des Kompromisses dreimal das Kreuz schlägt.

Es braucht an dieser Stelle nicht erst ausgeführt zu werden, daß diesen Auffassungen und der aus ihnen hervorgehenden Putschpolitik (denn der

moderne *Anarchosyndikalismus*, *Sozialrevolutionarismus* oder mit welchem Namen er sich sonst nennen mag, ist wenig anderes als dieses alte, aus den Revolutionsjahren des vorigen Jahrhunderts stammende Gespenst einer schon damals durch die Entwicklung der staatlichen Herrschaftskräfte zu hoffnungslosen Fehlschlagen verdamnten Idee) jede Unterstützung in den tatsächlichen Verhältnissen fehlt. Ebenso wenig können sie aus der Geschichte der früheren Revolutionen irgendwelche Begründung für sich ziehen. Es ist schon Dutzende Male gezeigt — allerdings immer noch nicht oft genug, wie es scheint —, daß in der staatlichen Umwälzung der großen Revolution von 1789 nur das Resultat einer fast jahrhundertelangen wirtschaftlichen Entwicklung gezogen wurde, und daß die späteren französischen Revolutionen zwar an der äußern Staatsform änderten, die wirtschaftliche Struktur des Landes aber unberührt ließen. Die *sozialrevolutionäre* Auffassung übersieht weiter, daß das Verhältnis zwischen Staat und Wirtschaft sich im Lauf des letzten Jahrhunderts wesentlich geändert hat, und daß bei den modernen Völkern mit ihren Parlamenten und ihren Wahlrechten, die auch den breiten Schichten der arbeitenden Klassen einen starken, ja den entscheidenden Einfluß auf die Zusammensetzung der Parlamente und damit auf die Gestaltung der Politik einräumen, der Charakter des Staates ganz anders geworden ist. Die organisierte Macht des Staates liegt nicht mehr wie früher ausschließlich in der Hand einer Klasse, die unbeeinflusst von der beherrschten Klasse diese Machtmittel lediglich zu ihren Zwecken in Bewegung setzt. Freilich ist es ein in der Agitation und Presse beliebtes Schlagwort die Regierung als den Verwaltungsausschuß der herrschenden kapitalistischen Klassen zu bezeichnen. Es braucht nicht untersucht zu werden, ob dieser Satz einmal unumschränkt gegolten hat. Sicherlich gilt er heute in seiner Absolutheit nicht mehr. Man kann höchstens sagen: Es besteht bei den gesellschaftlichen Klassen die Tendenz die Regierung zu ihrem Verwaltungsausschuß zu machen. Inwieweit sich aber diese Tendenz durchsetzt, ist eine Tatsachenfrage. Und eine sorgfältige Untersuchung der Statik der politischen Kräfte in Deutschland würde zeigen, wie starke Beschränkungen der absolut hingestellte Satz erlitten hat. Die Aufstellung der absoluten Gültigkeit des genannten Satzes bedeutet aber im Grunde nichts anderes als den sozialen und politischen Einfluß der arbeitenden Klassen aus den heutigen Staaten eskamotieren: einer Theorie zuliebe, deren Inhalt sich in einer Voraussage des unabwendbaren Zusammenbruchs der heutigen staatlichen Organisation und in einem Negieren jeder organischen Fortentwicklung erschöpft. Mit Recht stellt die Arbeiterklasse an die Vertreter dieser Theorie die Frage: Wenn es wahr ist, daß in dem halben Jahrhundert unermüdlicher Tätigkeit der Propaganda und Agitation, nach einem halben Jahrhundert gewerkschaftlicher und politischer Arbeit so wenig erreicht worden ist, daß auch heute noch die Regierung nichts anderes ist als der Verwaltungsausschuß der herrschenden Klassen, mit welchem Recht könnt ihr dann behaupten, daß die selbe Propaganda und Agitation, die selbe gewerkschaftliche und politische Tätigkeit eine solche Erstarung der arbeitenden Klasse bewirkt habe, daß sie heute oder morgen den kapitalistischen Klassenstaat in einer sozialen Revolution niederzuwerfen vermag?

So steht das Dilemma. Entweder hat die Arbeiterbewegung auf die Umbildung des Staates ihren Einfluß ausgeübt und hat entsprechend der von ihr erreichten wirtschaftlichen Machtstellung in die Gesetzbücher des Reiches und der Bundes-

staaten, in die Blätter der innern Verwaltung ihre Ideen und ihre Forderungen mit ihrem Griffel eingetragen: dann ist die Behauptung, daß die Regierung nur der Verwaltungsausschuß der besitzenden Klassen ist, falsch. Oder sie ist richtig, die Arbeiterbewegung ist auch im modernen Staat einfluß- und bedeutungslos: dann läßt sich nicht absehen, woher die selbe Klasse plötzlich die erforderlichen Kräfte gewinnen sollte, die zur Durchführung der sozialen Revolution notwendig sind. Aus diesem Dilemma gibt es kein Entrinnen. Man kann es auch nicht mit dem Hinweis auf ein zukünftiges Erstarken umgehen. Dazu ist keine Zeit. Denn die *Sozialrevolutionäre* behaupten ja, daß die soziale Revolution bei der von ihnen unermüdlich verkündeten Zuspitzung der Klassengegensätze, der steigenden Verelendung des Volkes usw. unmittelbar bevorstehe. Es handelt sich um die Gegenwart und nicht um die Zukunft.

Die wirklichen Verhältnisse liegen aber ganz anders als sie den von Revolutionsideen erhitzten Gemütern erscheinen. Daß in Preußen und den norddeutschen Bundesstaaten die Machtmittel des Staates sehr häufig zu kleinlicher Schikanierung der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung ausgenutzt werden, ändert an der Tatsache nichts, daß infolge des Eindringens der Sozialdemokratie in die gesetzgebenden Körperschaften, in die Gemeinden und neuerdings auch in die größeren Kommunalverbände eine intensive und ununterbrochene Beeinflussung der Gesetzgebung und Verwaltung in demokratischem und sozialistischem Geist stattfindet, deren Wirkungen für jeden, der etwas der Umstand, daß in der Resultante der politischen Kräfte die eine Komponente, die die sozialen und politischen Kräfte der bürgerlichen Parteien repräsentiert, immer noch wesentlich stärker zum Ausdruck kommt. Deshalb ist weder die sozialdemokratische Komponente noch ihre Wirkung gleich null. Daraus folgt, daß die wichtigste Aufgabe sozialdemokratischer Politik sein muß die Zahl ihrer Vertreter in den öffentlichen Körperschaften möglichst zu verstärken; denn dort werden die Gesetze gemacht, und die Verwaltung geführt. Der Zuwachs von einer halben Million Stimmen, den wir 1907 bei den Reichstagswahlen erzielt haben, hat uns keinen Ausgleich für den Verlust der 3 Dutzend Mandate gebracht. Die ganze Politik der Reichstagsmehrheiten in den Jahren von 1907 bis 1911 wie diese Mehrheiten selbst waren nur möglich infolge der Verschiebung des Mandatsbesitzes. Das konservativ-klerikale Bündnis mit seinen Wirkungen, dem Sturz Bülow's, der Reichsfinanzreform mit ihrer Erhöhung der indirekten Steuern, der Zurückdrängung der demokratischen Elemente innerhalb des Zentrums selbst infolge dieses Bündnisses: alles dieses wäre bei einem Mandatsbesitz der Sozialdemokratie wie 1903 ausgeschlossen gewesen. Gerade alle diese Vorgänge beweisen, daß es mit Stimmenzählung allein nicht getan ist, und daß eine weitsichtiger praktische Politik dieses Moment nicht allein als entscheidend für die bei Wahlen einzuhaltende Richtungslinie betrachten kann. Die restlose Ausnutzung der unserer Partei zur Verfügung stehenden Stimmkraft zur Vergrößerung unseres Mandatsbesitzes ist die Vorbedingung für ihre aufbauende Tätigkeit in den öffentlichen Körperschaften.

Die Katastrophenprediger, in deren Gemütern neben der Katastrophe des heutigen kapitalistischen Klassenstaats eine ebenso katastrophale Geburt des neuen, vollendeten Zukunftsstaats steht, überschauen bei ihren Sermonen nicht

nur den großen, in alle Verästelungen des heutigen Staats eindringenden und zur Geltung kommenden Einfluß der Sozialdemokratie sondern auch die nicht minder wichtige Tatsache, daß der heutige Staat ein ganz anderes Tätigkeitsgebiet umspannt als der vor 50 Jahren, und daß der größere Teil dieses neuen sachlichen Staatsgebiets den minderbemittelten Klassen zugute kommt. Das gleiche gilt auch für die Gemeinden — hier vielleicht noch in viel höherem Maß —, da der Staat die Ausführung seiner Gesetze zum großen Teil den Gemeinden übertragen hat. Die Tätigkeit des Staats erschöpft sich nicht mehr in der Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, in der Aushebung von Soldaten und der Zwangseintreibung von Steuern, obwohl er der Masse der Bevölkerung häufig auch heute noch fälschlich nur in dieser Weise erscheint, da die anderen Tätigkeiten ihr weniger klar in die Augen fallen. Es genügt hier auf die großen Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege, des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung, des Verkehrswesens, der Gewerbe- und Landwirtschaftsförderung usw. hinzuweisen. Mit diesem Anwachsen des sachlichen Staats und Gemeindegebiets haben Staat und Gemeinde eine ganz andere Bedeutung für das Leben des einzelnen innerhalb der Gemeinschaft gewonnen: Sie sind unentbehrlich für seine Existenz geworden. Und je schwächer die wirtschaftliche Persönlichkeit ist, je weniger sie sich aus eigenen Kräften gegen die tausendfältig auf sie einströmenden Schädlichkeiten des gesellschaftlichen Existenzkampfes zu schützen vermag, in desto höherem Grad bedarf sie ihrer schützenden und fördernden Tätigkeit. Gerade die arbeitenden Klassen haben also das größte Interesse daran, daß der Staat sein Tätigkeitsgebiet nicht beschränkt oder darauf verzichtet sondern es ausbaut.

Mit der Übernahme dieser neuen Tätigkeitsgebiete hat aber der moderne Staat auch den Übergang zum Sozialismus begonnen. Denn es hieße den Begriff der *Sozialisierung der Produktion* in unzulässiger Weise einschränken, wollte man ihn nur dort finden, wo der Staat oder die Gemeinden die Produktion in eigene Regie übernommen haben. Die Sozialisierung beginnt mit dem ersten Arbeiterschutzgesetz, das den privaten Unternehmer in der Führung seines Betriebs beschränkt. Der Arbeiterschutz in der Kaligesetzgebung, Lohnämter in der Heimindustrie, die finanzielle Beteiligung öffentlicher Körperschaften an privaten Unternehmungen, die Arbeiterschutzbestimmungen in den Submissionsbedingungen der öffentlichen Körperschaften usw.: das alles sind ebenso viele Stadien in dem langwierigen und komplizierten Prozeß der Umschmelzung der heutigen Gesellschaft. Der größte Teil dieser zweckbewußten Einwirkungen geht auf die Tätigkeit der Arbeiterbewegung zurück. In ihnen haben wir Früchte der aufbauenden Tätigkeit des Sozialismus zu sehen. Dazu kommt dann die Tätigkeit der öffentlichen Körperschaften auf dem Gebiet der Wirtschaftspflege, die Bereitstellung von zentralen Licht-, Kraft- und Wärmeversorgungsanstalten, deren systematische Erstreckung auch auf das flache Land die Einleitung einer besondern Art fruchtbarer innerer Kolonisation bedeutet, die Ausgestaltung des Verkehrswesens mit seinem bis in die kleinsten Siedlungen hineinreichenden Netz von Eisenbahnen, Kleinbahnen und Straßenbahnen, die das Werk der ersten Anstalten ergänzen, und schließlich die Inangriffnahme einer planmäßigen Siedelungs- und Hausungspolitik, deren erste Anfänge unter unendlichen Kämpfen den Nutznießern der steigenden Grundrente abgerungen wurden. In der Verdrängung des privaten Unternehmertums auf diesen Gebieten, in der Überführung der mit dem Wachstum der Bevölke-

rung notwendigerweise in gleichem Maß steigenden Grundrente in den Besitz der Allgemeinheit, in der energischen Ausdehnung staatlichen und kommunalen Grundbesitzes unter Anwendung zweckmäßiger und einschneidender Enteignungsgesetze müssen die nächsten Aufgaben eines aufbauenden Sozialismus gesehen werden.

Werfen wir beispielshalber einen Blick auf die Versorgung der Bevölkerung mit elektrischer Energie. Hier haben in den letzten Jahren die großen privaten Gesellschaften, die *Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft*, Siemens-Schuckert usw. ganz Deutschland in Interessensphären unter sich aufgeteilt und es verstanden sich in ihnen die zur Ausbeutung der Sphäre notwendigen monopolistischen Konzessionen zu verschaffen. Dabei ist natürlich ihr Ziel überall da, wo die Dichtigkeit der Siedelung einen Profit als wahrscheinlich erscheinen läßt, und wo nur ein geringes Risiko mit der Betriebsführung verbunden ist, die erforderlichen Kapitalien, unabhängig von öffentlichen Körperschaften, selbst aufzubringen. Die profitbringenden Überlandzentralen sucht man dem privaten Kapital zu reservieren. Auf der andern Seite sind die gleichen Gesellschaften bestrebt in dem Maß, wie mit geringer Besiedelungsdichte und geringem Konsum das Risiko des Unternehmens wächst, die Kapitalien der öffentlichen Körperschaften zum Bau des Unternehmens heranzuziehen und durchaus bereit sich mit dem Baugewinn zu begnügen. Ihre eigene Beteiligung (Finanzierungsgesellschaften sind natürlich einbegriffen und nicht besonders hervorgehoben) suchen sie dann so niedrig wie möglich zu halten. Gegenüber diesen mit großer Energie und Geschäftsgewandtheit verfolgten Bestrebungen der Gesellschaften haben sich die Städte, die schon im Besitz großer Elektrizitätswerke waren, in den Hintergrund drängen lassen. Nur in verhältnismäßig seltenen Fällen haben die Stadtverwaltungen den Ausbau ihrer städtischen Zentralen zu Überlandzentralen vorgenommen, obschon gerade sie die geeignetsten Träger einer solchen Bewegung gewesen wären. In einer Reihe von anderen Fällen haben sie sogar ihre Werke an neugegründete Aktiengesellschaften verkauft oder verpachtet, ohne sich entweder durch Aktienbesitz oder durch ausreichende Verträge den entscheidenden Einfluß auf die Geschäftsführung zu sichern. Auch in den Einzelstaaten haben die Regierungen diesen großkapitalistischen Bestrebungen gegenüber die Interessen der Allgemeinheit nicht in ausreichendem Maß geschützt oder zu schützen gewußt. So sehen wir, wie ein die reichste zukünftige Entwicklung versprechendes Gebiet der Wirtschaftspflege, für das die Monopolisierung in Dienst der Allgemeinheit durch ein planmäßiges Zusammengehen von Reich, Einzelstaaten und Gemeinden geboten war, zu einem Tummelplatz kapitalistischer Ausbeutung geworden ist, wie in geradezu unsinniger Weise allein aus dem Bedürfnis des Profits der elektrischen Baufirmen heraus Überlandzentralen gebaut wurden, die für viele Jahre hinaus auch nicht die geringste Rentabilität aufweisen werden, wie schließlich ein buntes Chaos von privaten Unternehmern, Aktiengesellschaften, Genossenschaften aller Art, großen Städten neben und gegen einander sich in die Versorgung der Bevölkerung mit elektrischer Energie teilen. Nachdem die Gelegenheit eines Reichsmonopols wieder einmal verpaßt worden ist, hat der Sozialismus hier wieder die Aufgabe vor sich in vielleicht jahrzehntelanger, mühseliger Arbeit die Sünden des Kapitalismus und die Fehler von ihm beherrschter Regierungen und Kommunalverwaltungen wieder gutzumachen. Denn dieses Gebiet ist reif für eine Vergesellschaftung, die ihrerseits vollendet oder gleichzeitig

in Angriff genommen sein muß, wenn man die Elektrifizierung des Eisenbahnnetzes durchführen will.

Neben den bisher erwähnten Aufgaben hat unter dem Eindruck der fortgesetzten Verteuerung der Lebensmittel, insbesondere des Fleisches, aber auch der Milch usw., die Nahrungsmittelversorgung der Bevölkerung im allgemeinen, insbesondere aber der städtischen, sich in den Kreis der Aufgaben eingereiht, deren Lösung im sozialistischen Sinn, das heißt also mit der Übernahme des ganzen oder einzelner Teile in den Betrieb der öffentlichen Körperschaften und der Zurückdrängung des rein privaten Unternehmerbetriebs, angestrebt wird. Es ist nicht uninteressant auch in diesem Zusammenhang hervorzuheben, wie selbst von der Reichsregierung ganz sozialistische organisatorische Forderungen an die Stadtgemeinden gestellt werden, und wie diese sich gegen die Erfüllung dieser Forderungen sträuben, indem sie sie als sozialistisch denunzieren. Schon im Jahr 1905 hat zur Bekämpfung der damaligen ersten großen Fleischteuerung der Reichskanzler Fürst Bülow den Städten vorgeschlagen zwecks Verbilligung der Fleischpreise den Vertrieb von Vieh oder Fleisch selbst in die Hand zu nehmen und in den Städten die dazu notwendigen Organisationen zu schaffen. Die Ausschaltung des Zwischenhandels, das direkte in Verbindung Treten mit landwirtschaftlichen Viehverkaufsgenossenschaften wurden ebenso empfohlen wie die Errichtung städtischer Fleischverkaufsstellen oder genossenschaftlicher Einrichtungen unter Beihilfe der Städte. Bei den gewaltigen Widerständen, die der kapitalkräftige Viehhandel und das in den städtischen Verwaltungen einflußreiche Metzgergewerbe solchem Vorgehen der Städte in den Weg setzen, es ist nicht gerade überraschend, daß die Stadtverwaltungen über wenige und zaghafte Versuche auf dem Gebiet der eigentlichen Fleischversorgung kaum hinausgegangen sind. Überblickt man aber die kurze Zeitspanne, mit deren Beginn die allgemeine starke Aufwärtsbewegung der Nahrungsmittelpreise eingetreten ist, so läßt sich beobachten, wie der Widerstand der Stadtverwaltungen gegen ein Eingreifen in die Nahrungsmittelversorgung im letzten Jahr doch wesentlich schwächer geworden ist als früher, und daß infolgedessen auch, um nur eins herauszugreifen, die Einrichtung städtischer Seefischmärkte in einem Umfang getroffen worden ist wie nie zuvor. Wir können ferner beobachten, wie Stadtverwaltungen, in denen die manchesterliche Wirtschaftsauffassung so vorherrscht wie in Berlin, die Ausnutzung ihres großen Rieselgutbesitzes zur Erzeugung landwirtschaftlicher Produkte in stets größerem Maß betreiben. Und schließlich zeigt sich uns in dem Vorgehen einer Stadt wie Ulm, die bereits auf dem Gebiet der Wohnungsfürsorge und der Bodenpolitik praktische Bahnen zum Erfolg gewiesen hat, wie durch das Zusammenarbeiten mit einer finanziell von der Stadt unterstützten landwirtschaftlichen Genossenschaft die Grundlage für eine gleichmäßige und billige Versorgung der städtischen Bevölkerung mit Fleisch sichergestellt werden kann.

So sehen wir denn neue große Gebiete unmittelbar praktischer Gegenwartsarbeit sich heute dem aufbauenden Sozialismus erschließen. Durch die Macht der Entwicklung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse wird die Bahn für sein Eingreifen und für die Lösung der Probleme in seinem Sinn freigemacht. Gegenüber solchen Tatsachen zu behaupten, daß sozialistischer Aufbau im heutigen Staat zu Unfruchtbarkeit verdammt sei, daß er nur auf unbedeutende, nebensächliche Außenwerke beschränkt bleiben müsse, zeigt mehr Kühnheit der Behauptung als Reife des Urteils. Die Versuche aber, die gemacht werden,

die Arbeiterschaft von der Konzentrierung ihrer Energien auf die Aufgaben der unmittelbaren Gegenwart und der nächsten Zukunft abzulenken, ihr vorzuspiegeln, daß durch die Anwendung des Generalstreiks das gleiche und noch viel mehr, das *ganze große Ziel* mit einem Schlag erreicht werden könne, kann man nur als ein *Va banque*-Spiel bezeichnen, dessen sicheres Fehlschlagen die Arbeiterklasse verhängnisvoll in ihrer wirtschaftlichen und moralischen Kraft treffen würde. Erfreulicherweise haben die Ideen der *Sozialrevolutionäre* bei den verantwortlichen Vertretern der Sozialdemokratie so gut wie keinen Boden, wie die energische Zurückweisung der Drohung mit dem Massenstreik bei Kriegsgefahr in den letzten Verhandlungen des Reichstags beweist. Im Gegenteil: Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat in keiner Legislaturperiode mehr als in der letzten so viel praktische, für die unmittelbare Gegenwart schaffende Arbeit geleistet. Ihre aufbauende Tätigkeit wie die der sozialdemokratischen Vertreter in den anderen legislativen und Verwaltungskörperschaften wird es den Gegnern unserer Sache unmöglich machen mit dem Gerede von den Umsturzgelüsten und der ewigen Negation unserer Partei in Zukunft noch Wahlgeschäfte zu treiben.

XX
**PAUL KAMPFFMEYER · DIE ARBEITERBEWEGUNG
 ALS FAKTOR DER ALLGEMEINEN KULTURENT-
 WICKELUNG**



MAN kann sagen, daß durch die sozialdemokratische Wahlbewegung der nach Befreiung lechzende Odem der Menschheit geht. Da wird in den Wahlaufrufen und Wahlreden stürmisch die Erweiterung des Selbstbestimmungsrechts des Volkes gefordert. In der äußern Politik, in der großen brennenden Lebensfrage der ganzen Zivilisation, in der Frage über Krieg und Frieden soll das Volk das entscheidende Wort sprechen. Gegen den Militarismus wird die Volkswehr ins Gefecht geführt. In der Staatsregierung soll der Mehrheitswille des Volkes bestimmen. Und energisch wird das Recht des Volkes auf Selbstverwaltung in allen Institutionen der Provinzen, Kreise, Gemeinden, der sozialen Versicherungskörper geheischt.

Mehr als ein Klasseninteresse kommt gerade in der sozialdemokratischen Wahlbewegung zum Wort. Hier wird der Satz des Erfurter Programms Fleisch, daß die Sozialdemokratie als grundsätzliche Verfechterin der gleichen Rechte und Pflichten für alle, j e d e Art der Ausbeutung und nicht nur die des Lohnarbeiters bekämpft. Und daher redet die Sozialdemokratie in der Wahlbewegung zu dem ausgebeuteten Bauern, zu dem gedrückten Kleinbürger, zu dem staatlich bevormundeten Beamten und zu dem kärglich abgespeisten, stiefmütterlich behandelten Intellektuellen. Hier ist der Punkt, in dem sich das Programm des sozialdemokratischen Lohnarbeiters zu einem allgemeinnenschlichen Programm erweitert, zu einem Programm aller Ausgebeuteten und Unterdrückten. Indem die soziale Demokratie im Namen der Arbeiterschaft den Krieg j e d e r Unterdrückung kündigt, wird sie Bahnbrecherin eines höhern kulturellen Zustands der Menschheit überhaupt, einer Gesellschaftsform ohne Herrschaft und Knechtschaft, einer *freien* Gesellschaft.

In der Sozialdemokratie äußert sich nun ihrer ganzen Zusammensetzung nach

ausschlaggebend die Arbeiterschaft. Die sozialdemokratische Arbeiterschaft wird somit ein Faktor, ja ein Hauptfaktor der auf die völlige Befreiung des Menschen lossteuernden Kulturentwicklung. Der Zustand der Unkultur ist stets ein Zustand der Gebundenheit, der Unterdrückung durch natürliche und soziale Zwangsverhältnisse. Der sich selbst bestimmende, sich frei zu wirtschaftlichen und sozialen Verbänden zusammenscharende Mensch ist nun bereits in das Blickfeld der Geschichte getreten. Keine wahre menschliche Selbstbestimmung aber ohne die Bändigung der Natur- und der sozialen und politischen Herrschaftsgewalten. Erst mit der Niederkämpfung dieser Gewalten kann sich der ganze Reichtum des innern Wesens des Menschen entfalten. Und nur der ist eigentlich ein Kulturmensch, der, um mit Wilhelm von Humboldt zu reden, »die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen« erreicht. Aber die Schöpfung dieses Kulturmenschen ist erst noch einer spätern Zeit vorbehalten, in der der Sprung von der Notwendigkeit in die Freiheit getan ist, in der der Mensch seine natürlichen und sozialen Lebensbedingungen beherrscht. Und diese Beherrschung ermöglicht die volle Entfaltung der Vielseitigkeit des Menschen. Das Proteusartige im Menschen kommt dann zur Reife, wenn der Mensch seine Lebenslage frei wechseln kann. In diesem Sinn sagt einmal Wilhelm von Humboldt: »Allein außer der Freiheit erfordert die Entwicklung der menschlichen Kräfte noch etwas anderes, obgleich mit der Freiheit eng Verbundenes: Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmige Lage versetzt, bildet sich minder aus.«

Die Möglichkeit des Situationswechsels ist mit der Herrschaft des Menschen über die Produktion seiner wirtschaftlichen und kulturellen Güter gegeben. Der Mensch darf nicht mehr Diener sondern muß Herr der Produktion sein, er darf nicht mehr Objekt sondern muß Subjekt der Wirtschaft sein. Der für sich, nach selbstgegebenen Gesetzen wirtschaftende gesellschaftliche Mensch ist erst wirklich ein Kulturmensch. Die Entscheidung über seinen Beruf, dessen Wechsel, über die Länge und Kürze seiner Arbeit muß der Mensch erst in der Hand haben, wenn er ein freier Kulturmensch werden will. Diesen hochwillkommenen Grad der Beherrschung der Produktion, der Wirtschaft, erreicht aber nicht der isolierte, sondern der vergesellschaftete Mensch. Für diese Tatsache hatte das individualistische Zeitalter eines Wilhelm von Humboldt noch keinen Sinn. Eine wirkliche, alle Seiten des Menschen ausreifende Kultur kann nur eine Kultur der kombinierten, gesellschaftlichen Arbeit sein: eine sozialistische Kultur.

Den Kulturbegriff des Sozialismus, der Sozialdemokratie kann man leicht den theoretischen Grundanschauungen dieser Partei entnehmen: Die sozialistische Kultur ist ein Zustand der Beherrschung der Natur durch die vergesellschaftete, von der Klassenherrschaft und Berufssklaverei befreiten Menschheit. In dieser Definition ist eingeschlossen: technisch die denkbar größte Steigerung der Leistungsfähigkeit unserer Produktions- und Verkehrsmittel, wirtschaftlich-sozial das Zusammenarbeiten großer gesellschaftlicher Produktions- und Konsumtionsverbände und die Überwindung des Nurberufsmenschentums, politisch die Beseitigung jedes Herrschaftssystems.

In den einleitenden Sätzen suchte ich festzustellen, wieviel allgemein Menschliches, die ganze Volksgemeinschaft Förderndes in der sozialdemokratischen Wahlbewegung hervortritt. Und mit dieser Feststellung war dann der Nach-

weis verknüpft, daß sich der Begriff einer wirklich-menschlichen Kultur mit dem sozialdemokratischen Kulturbegriff deckt. Schon diese Ausführungen lassen uns klar die Rolle der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung als der Hauptträgerin der kulturellen Entwicklung erkennen. Aber dieser Nachweis zeigt uns noch nicht die ganze Intensität, die ganze Stärke, mit der die sozialdemokratische Bewegung die Kulturentwicklung gleichsam vorwärtsstößt. Marx hat in seiner Streitschrift *Die heilige Familie* die Häufung von menschlichem Elend, von krasser Ausbeutung, von erschreckender Kulturwidrigkeit im proletarischen Dasein plastisch geschildert. Diese Häufung gerade drängt den Proletarier, den Arbeiter zu dem heftigsten, leidenschaftlichen Widerstand gegen das Elend, die Ausbeutung, die Unkultur der Gesellschaft überhaupt. Die Gestaltung einer materiell vollkommenen, ausbeutungsfreien, herrschaftslosen Kultur wird damit eine tatsächliche Lebensfrage der Arbeiter, und sie wird mit dem Feuereifer, der Hingebung angestrebt, mit der alle Lebensfragen die Menschen zu bewegen wissen. Marx bringt klar den Gedanken zum Ausdruck: Das Proletariat kann seine eigenen Lebensbedingungen nicht aufheben, ohne alle unmenschlichen Lebensbedingungen der heutigen Gesellschaft, die sich in seiner Situation zusammenfassen, aufzuheben. Die mit Kulturgütern gesättigten Klassen werden wie alle Saturierten leicht träge, passiv und schalten sich als bewegende, die Kultur vorwärtstreibende Kräfte selbst aus. Die Kulturentwicklung ist daher vor allem an die Klassen gebunden, deren Existenzweiterung mit dem Kulturfortschritt selbst zusammenfällt. Kulturfragen werden eben damit zu sozialen Existenzfragen.

Die Geschichte der Kultur ist in ihrem wesentlichen Teil eine Geschichte der menschlichen Befreiung, der Befreiung aus den Fesseln der Natur- und wirtschaftlich-sozialen Herrschaftsgewalten. Jede Kulturbewegung stieß immer gegen eine Herrschaftsschranke, gegen ein auf soziale und politische Machtverhältnisse gestütztes Vorrecht an. Die Aufrechterhaltung von Privilegien ist aber und wird immer ein Stück des sozialen Daseins der herrschenden Klassen sein. Und aus dieser historischen Betrachtung heraus ruft Lassalle den Arbeitern mit prächtigem ethischen Pathos zu: »Sie sind in der glücklichen Lage, daß dasjenige, was Ihr wahres persönliches Interesse bildet, zusammenfällt mit dem zuckenden Pulsschlag der Geschichte, mit dem treibenden Lebensprinzip der sittlichen Entwicklung.« Wer die Tragweite dieses Gedankens erfaßt hat, wird in der sozialdemokratischen Wahlbewegung mehr sehen als nur eine Klassenbewegung der Arbeiterschaft, er wird sie als kulturelle Freiheitsbewegung mit dem großen Ziel der Beseitigung sozialer und politischer Privilegien betrachten und als die lebenskräftigste Förderin der Kulturentwicklung überhaupt werten.

XX

ROSA MAYREDER · MEIN TRAUM

ICH pflege selten zu träumen. Aber wer kann sich ganz ohne Träume durchs Leben schlagen? Kaum nickt der Kutscher ein wenig ein, so geht der Hippogryph durch, und das arme liebe Ich, das ahnungslos wie ein reisender Engländer hinten im Wagen sitzt, sieht sich plötzlich fortgerissen über Stock und Stein, aus allen Geleisen heraus, in die Hölle oder in den Himmel, ohne daß es um seine Wünsche und Absichten gefragt würde.

Auf diese Weise kam ich jüngst in den Himmel. Vorher war ich ganz vulgär menschlich in einem irdischen Garten herumgegangen und hatte über irgend etwas nachgedacht. Ich glaube über die Unzulänglichkeit der Weltregierung und die unbefriedigenden Fortschritte der Menschheit oder dergleichen müßige Dinge. Es mußte lange schlechtes Wetter geherrscht haben, denke ich; denn eine kleine Lücke in dem bewölkten Firmament über mir, durch die der blaue Himmel hereinschien, machte einen besondern Eindruck auf mich. Und mit der überraschenden Logik der Träumer dachte ich: Holla, warum sollte man nicht einmal versuchen durch diese Lücke hineinzugelangen? Zuversichtlich entschlossen schöpfte ich tief Atem, blies die Backen auf: Und in der Tat, ich begann wie ein Luftballon senkrecht in die Höhe zu steigen, höher und immer höher. Ich fand dies nicht im geringsten erstaunlich; ich wunderte mich sogar flüchtig darüber, daß die Menschen nicht längst auf dieses einfache Mittel das langweilige Gesetz der Schwere zu überwinden verfallen waren.

Oben an der Wolkendecke stieß ich mit dem Kopf unsanft an, denn ich konnte die Öffnung nicht gleich finden. Ich versuchte es ein zweites, drittes, viertes Mal. Glücklicherweise stammen meine Vorfahren aus dem Land ob der Enns; solche Schädel halten einen Puff aus. Schließlich traf ich doch ins Schwarze, und ich schlüpfte durch einen engen Schlot, der nach Geräuchertem roch wie ein ländlicher Kamin, aufwärts.

Als ich draußen war, befand ich mich in einem unendlich großen, himmelblauen Treppenhaus, in dem nach allen Seiten hin kristallene Stufen und goldene Geländer in unabsehbaren Windungen emporliefen.

Bei diesem Anblick dachte ich gleich an die biblische Himmelsleiter. Und da die Menschheit seit den Tagen der Patriarchen wenigstens auf den Gebieten der Technik und des Komforts unleugbare Fortschritte gemacht hat, schien es mir ganz angemessen, daß sich die primitive Leiter des Erzvaters indessen in solch ein herrliches Treppenwerk verwandelt habe. Von den auf und ab wandelnden Engeln hingegen bemerkte ich nichts. Alles war leer und still; kein himmlischer Portier fragte den Ankömmling, wohin er wolle; kein beflügelter Lakai nahm ihm seine Visitenkarte und seine Überkleider ab. Aber in den blauen Fernen der Höhe erspähte ich doch vereinzelte, geisterhafte Gestalten, die sich in größerer oder geringerer Ferne von einander fortbewegten. Schwach schimmerten sie durch die unermesslichen Räume wie Sterne auf einem nebeligen Winterhimmel. Nirgends gingen ihrer zwei zusammen; es schien mir, daß jede für sich einen der unzähligen Treppenarme benutzte, die sich wohl erst weiter oben, in einer Höhe, in die mein Blick nicht hinaufreichte, vereinigten.

So entschloß ich mich auf gut Glück die Stufen, die mir zunächst lagen, zu betreten. Wenn ich nur immer tapfer aufwärts stiege, so konnte ich ja, dachte ich, das Ziel nicht verfehlen.

Viele hundert Jahre lang ging ich so fort auf den breiten, reinen, schimmernden Stufen. Unersättlich weidete ich mich an der Herrlichkeit, die mich umgab, an den ewig wechselnden Ausblicken in die unerhörte Pracht dieses Gebäudes, das sich mit Säulen, Bögen, Wölbungen ins Grenzenlose ausdehnte und doch nur der Vorraum eines Palastes war. Von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick nach hinten, ob nicht vielleicht jemand nachkäme; aber es kam niemand nach. Auch hoffte ich im Stillen eine jener Gestalten einzuholen, die ich früher wahr-

genommen hatte; aber ich holte niemanden ein. Im Gegenteil: Ich erblickte weit und breit keine Spur mehr von ihnen; sie hatten sich in den ungeheuren Entfernungen dieses glanzvollen Labyrinths verloren, und ich war mutterseelenallein auf meinem Wege.

Eine große Stille herrschte, eine völlige Lautlosigkeit, wie sie auf Erden auch in den schweigsamsten Mondnächten nicht besteht. Ich hörte nur meine eigenen Schritte mit einem knappen, trockenen Ton auf die Stufen schlagen, tapp, tapp, tapp, eintönig fort.

Allmählich begann das scharfe, kalte, klare Licht mich in den Augen zu schmerzen; die empfindliche Kühle dieser kristallinen Hallen durchfröstelte mich bis ins Innerste, die Einsamkeit fiel mir schwer auf die Seele. War ich denn auf dem rechten Wege? Vielleicht gelangte man nach dieser Richtung hin gar nicht in die bewohnten Räume des Himmels? In die Appartements des lieben Gottes, wo die neun Chöre der Engel musizieren, und die Muttergottes mit den Heiligen Cercle hält? Vielleicht führte dieser Treppenarm nach jenen Teilen des Himmels, die, vorläufig unbenutzt, erst zum Aufenthalt für die Seelen kommender Jahrtausende bestimmt sind? Vielleicht mußte ich dann zur Strafe dafür, daß ich den Mund vollgenommen und mich mit einer voreiligen Umgehung der Naturgesetze in den Himmel eingeschlichen hatte, all die lange Zeit hindurch einsam und verlassen harren, bis jene späten Gäste ankämen? Bis die Überzüge von den Möbeln entfernt, die Jalousieen aufgezogen und die Flügeltüren geöffnet werden, weit auf, daß der strahlende Glanz und die unsterbliche Musik jener anderen Sphären hereinfluten können?

Mit einemmal hatte sich die Umgebung ganz verändert. Verschwunden waren die unabsehbaren Fernen mit ihren endlosen Reihen leuchtender Stufen. Undurchsichtige, blasse Mauern engten den Gesichtskreis ein, die Wölbungen senkten sich niedriger herab, die Stufen wurden schmal, steil, dunkel, und von der ganzen fabelhaften Pracht war nichts übriggeblieben. Bald unterschied sich mein Weg kaum mehr von der kahlen Treppe, die in eine von armen Handwerkern und dürftigen Witwen bewohnte Mansarde hinaufführt.

Es befremdete mich, daß es im Himmel hergehen sollte wie in irdischen Häusern, wo die Treppen desto schlechter werden, je weiter man sich von der Beletage entfernt. Noch mehr aber drückte mich das Bewußtsein nieder, daß ich wahrscheinlich auf die Dachbodentreppe des Himmels geraten war und also wirklich den rechten Weg verfehlt hatte.

Ich überlegte, ob ich nicht lieber umkehren sollte. Doch der Gedanke an Umkehr erweckte in mir eine seltsame Traurigkeit, eine schmerzliche Wehmut, so daß ich mich an die Mauer lehnte und, überwältigt von unerklärlichen Gefühlen, meinen Tränen freien Lauf ließ.

Aber horch: Drangen nicht durch die tiefe Stille schwache, verlorene Töne? Sie schienen aus der Höhe zu kommen; je länger ich hinhorchte, desto deutlicher vernahm ich sie. Es war eine alte, schlichte, einfältige Weise; sie erinnerte mich an eine Melodie, die ich in meiner Kindheit gehört und längst vergessen hatte. Ein wundersamer Trost ging von ihr aus; mit neuem Mut kletterte ich noch eine erkleckliche Zahl von Stockwerken aufwärts, bis ich bei einem hölzernen, leiterartigen Treppchen anlangte, das in einen engen Gang mündete. Von dort her kamen die Töne.

Da stand ich nun vor einer armseligen, niedrigen Dachbodentür, auf der ich mit Staunen die Inschrift *Zum Paradies* entzifferte. Ich hatte mir freilich unten, in den wunderbaren Hallen des Vorraums, ein anderes Ziel vorgestellt. Aber gleichviel: Es war ein Ziel nach langer Wanderschaft. Und wer so lange kein Ziel gesehen hat, der weiß Ziele erst zu schätzen.

Ich klopfte an und trat ein.

Inmitten eines kleinen Stübchens stand ein alter Mann. Vor sich auf einem Gestell hatte er einen altmodischen Leierkasten stehen, der vorn mit einem primitiven Gemälde, die Erschaffung von Adam und Eva, geziert war. Er leierte mit friedlicher Gelassenheit, ohne sich durch meinen Eintritt stören zu lassen. Sein Bart war eisgrau, sein Gesicht voll Runzeln. Aber aus seinen Augen strahlte eine wahrhaft himmlische Verklärung, und um seine Lippen spielte ein Zug von gütiger Heiterkeit, wie ich ihn noch bei keinem menschlichen Wesen wahrgenommen hatte. Er lauschte mit so frommer Ergriffenheit der Musik, die er hervorbrachte, daß die Würde seiner Persönlichkeit durch die einfältige Beschäftigung, der er sich ergab, nicht beeinträchtigt wurde.

Wie einladend war dieses Stübchen! Am Fenster blühten Geranienstöcke, und frischgewaschene Musselgardinen hingen davor. Ein geschweifeter Schrank mit unzähligen Laden und Lädchen stand an der blendend weiß getünchten Wand. Das Kanapee war mit geblühtem Kattun überzogen, und auf dem Tisch daneben lag die Bibel aufgeschlagen. In der Ecke erhob sich ein gebuckelter, grüner Kachelofen, von dem eine milde Wärme ausging. Über der Eingangstür hing ein Kruzifix mit einem Palmkätzchenzweig dahinter.

Um ein Gespräch einzuleiten, sagte ich: »Eine freundliche Wohnung, aber ein wenig hoch gelegen.«

»Freilich wohl«, versetzte der Alte mit einer sanften, schwachen, alten Männerstimme. »Es kommt auch selten jemand da herauf, liebes Kind.«

»Und wohnen Sie hier in diesem Trakt so ganz allein?«

Er gab keine Antwort, und es entstand eine kleine Pause. Dann fragte ich mit himmlischer Höflichkeit — denn warum sollte man im Himmel nicht auch mit einem Leierkastenmann höflich sein? —: »Dürfte ich vielleicht fragen, mit wem ich die Ehre habe?«

Er lächelte geheimnisvoll. »Ich bin derjenige«, sagte er mit einer gewissen Schalkhaftigkeit in seinen wundervollen Augen, »den du dir vorstellst, mein Kind.«

»Woher wissen Sie, wen ich mir unter Ihnen vorstelle?«

Er vergaß wieder im Anhören seiner kindlichen Musik zu antworten. Und in dieser einsamen Verlassenheit schien er mir so uralte, so hilflos und so hilfsbedürftig; es kam mir vor, als schwankte er vor Müdigkeit auf seinen gebrechlichen, alten Beinen. Er dauerte mich. »Wollen Sie sich nicht vielleicht ein wenig aufs Kanapee setzen?« fragte ich ihn. »Sie müssen ja schon müde sein vom langen Stehen.«

»Das wäre!« versetzte er mit seinem rätselhaften Lächeln. »Ich darf nicht aufhören zu spielen.«

»Warum denn nicht?«

»Weil sonst die Welt aus den Fugen ginge.« In seinen Augen blitzte es: von Göttlichkeit oder von Wahnsinn.

Jetzt begann ich zu begreifen: Statt in den Himmel, wie ich dachte, war ich ins Fegefeuer geraten, wo die armen Seelen ihre irdische Qual so lange mit sich schleppen, bis sie gänzlich gesäubert sind.

Und mein Verdruß wuchs, als ein peinlicher Argwohn in mir aufstieg, der Argwohn, daß ich am Ende zur Strafe meiner Sünden verurteilt sei eine unbekannte Anzahl Jahrtausende den eintönigen Leierkasten anzuhören und als Gesellschaft nur diesen kindischen Greis zu haben. Ich erinnerte mich mit Unbehagen, daß ich während meiner Erdentage wenig Vorliebe für die Alten und Schwachen gehabt hatte, namentlich, wenn sie immer die selben Stücke leierten. Und nun war ich in eine Zelle zusammengesperrt mit einem solchen Leiermann. Ich warf einen bösen Blick auf meinen Zellengenossen. Dabei sah ich, daß er mich aufmerksam und gespannt beobachtete.

Um seines lieben, arglosen Gesichtes willen verschluckte ich meinen Unmut und sagte leutselig: »Setzen Sie sich nur nieder! Wenn es sein muß, kann ja ich indessen das Spiel in Gang erhalten, damit die Welt nicht aus den Fugen geht.«

Da brach der Alte in ein großes Lachen aus. Es war ein so herzliches, unwiderstehliches Lachen, voll ewiger Heiterkeit und göttlichem Behagen, daß ich nicht ärgerlich werden konnte sondern gleichfalls zu lachen begann, obwohl ich nicht einsah, was denn so Lächerliches an meinem Anerbieten war.

»Weißt du denn nicht«, fragte er und lachte noch immer, »daß dazu 5 Stücke erforderlich sind?«

»Nun, Sie spielen doch die ganze Zeit nur ein und das selbe Stück, soviel ich höre?«

Er lachte noch mehr. Und dann stellte er 5 Fragen an mich.

»Hast du den festen Willen?« fragte er.

»Hast du die Aufopferung?«

Hast du das Wissen?

Bist du als Mensch geboren?

Bist du ein Mann geworden?«

»Wie? Du lieber Gott, zum Leierkastenspielen werden doch die geistigen Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts hinreichen?«

»Mein Kind, bisher ist die Mannheit eines der unerläßlichen 5 Stücke gewesen, und ich habe streng darauf gehalten. Soll ich nun anfangen Ausnahmen zu machen? Übrigens, warum nicht? Ich bin nie ein Pedant gewesen. Also komm her!«

»Eines aber müssen Sie mir erlauben«, sagte ich, schon im Begriff ihm die Kurbel aus der Hand zu nehmen. »Ich kann Ihnen nicht verhehlen: Dieses Stück, das Sie schon so lange spielen, es ist ja ein ganz nettes, altes Lied, aber nehmen Sie mir's nicht übel, immer das selbe, das halte ich nicht aus. Deshalb möchte ich ein neues Register aufziehen, wenn ich beginne.«

»Das wird sich finden«, versetzte er, indem er meine Hand ergriff.

In diesem Augenblick verwandelte sich das Leierkastenspiel in ein gewaltiges Brausen wie von tausend Orgeln. Das Stübchen fiel auseinander wie eine zerschnittene Pappschachtel: Eine ungeheure Weite, von blendender Helligkeit erleuchtet, dehnte sich ins Grenzenlose. Millionen farbiger Strahlen flossen in kreisenden Wirbeln vor meinen Augen in einander und schienen sich in unendlicher Ferne in einem strahlenden weißen Punkt zu vereinen. Und dieses

weiße Licht traf meinen Blick mit unertragbarem Glanz, und das Brausen schwoll markerschütternd an, als dröhnten schon die Donner des jüngsten Gerichts an mein Ohr

Überwältigt schlug ich die Augen auf. Da schien mir die Morgensonne hell ins Gesicht, und unten im Hof wurde mit aller Macht ein Teppich geklopft.

XX

ADOLF HEPNER · DIE AMERIKANISCHE PROHIBITION UND DIE ABSTINENTEN SOZIALISTEN



In der *New Yorker Volkszeitung* las man Ende letzten Sommers eine Kritik einer, auch von mehreren europäischen Sozialisten unterzeichneten Petition, in der die Bevölkerung des Staates Maine aufgefordert wurde doch ja für die Aufrechterhaltung der Prohibition zu stimmen. Unser amerikanisches Parteiblatt schrieb da unter anderm:

»Wenn unsere Parteigenossen wissen würden, was für eine Mißgeburt diese amerikanische *staatsweise Prohibition* ist, wie sehr dadurch der geheime Suff gefördert, der Vertrieb gesundheitsschädlicher Rattengifte verursacht wird, so würden sie wahrscheinlich für ihre Zeit bessere Verwendung finden als für die Mucker und Heuchler der Vereinigten Staaten eine Lanze einzulegen.«

Den parteigenössischen europäischen Abstinenten möchte ich hier wiederholen, was ich den amerikanischen vor 2 Jahren — anlässlich des Schnapsboykottbeschlusses des Leipziger Parteitags — zur Unterscheidung der dies- und jenseitigen Temperenzbewegung gesagt habe:

»Die deutschländische Abstinentenpropaganda im allgemeinen (bürgerliche wie sozialistische) hat mit dem amerikanischen Prohibitionssturm nichts, aber auch rein gar nichts gemein. Zunächst ist sie von dem aufdringlichen und dem Zwangselement frei, das die amerikanische Antialkoholistenbewegung in den liberalen Kreisen selbst, die von der Notwendigkeit äußerster Einschränkung des Spirituosengenusses überzeugt sind, unpopulär macht. Zweitens sind die deutschen Abstinenten kein unter geistlicher Direktive stehendes Kirchenanhängsel wie die amerikanische Prohibitionsbewegung mit ihrer vielfach mißbrauchten und entweihten Religionsflagge; die deutschen Abstinentenrufer sind keine Frömmel, keine Scheinheilige. Man kann ihnen nicht wie zahllosen amerikanischen Prohibitionsherolden nachsagen: Sie predigen öffentlich Wasser und trinken heimlich — Schnaps. Drittens wird die hiesige Abstinentenbewegung nicht, wie die amerikanische, durch Frauenvereine am Leben erhalten: Männer der Wissenschaft, Soziologen und Hygieniker, sind ihre Paten gewesen und bis auf den heutigen Tag ihre wesentlichste Stütze geblieben. Viertens basiert die deutsche Abstinentenbewegung nicht, wie die amerikanische, auf den schlimmsten Tatsachen des Alkoholismus, den ruinösen Folgen der Trunksucht für das Individuum (Säuferwahnsinn) wie die Familie, einschließlich der Lastervererbungssünde; sondern sie wendet sich, prophylaktisch, namentlich an die mäßigen Trinker mit dem Plaidoyer den Spirituosengenuss nicht zur Regel, zum täglichen Bedürfnis anwachsen zu lassen; ihre Agitation betätigt sich unter anderm systematisch in praktischen Demonstrationen: in Ausstellung von Präparaten, die das verschiedene Aussehen von Lunge, Leber, Herz und Nieren usw. des Säufers, des mäßigen Trinkers und des Abstinenten zeigen; sie erläutert ihre Prinzipien durch statistische Tabellen über die Widerstandsfähigkeit jener 3 Kategorien in gewissen Fällen, zum Beispiel bei Lungentzündung; sie wirkt hierdurch überzeugend, während die amerikanische Prohibitionsucht durch ihre zum Teil bereits ausgeführten Drohungen plötzlichen Verbots mittels Volksabstimmung alle freisinnigen Elemente brüskiert und abstößt. Die hiesige Abstinentenbewegung dürfte daher in 30 Jahren Mäßigkeitsergebnisse aufzuweisen haben, auf die das Prohibitionsgesetz von Maine /1851/ nach fast 60 Jahren noch vergebens wartet.«

Diese von mir damals in der *New Yorker Volkszeitung* gegebene kurze Charakteristik des Unterschieds zwischen der jungen europäischen und der alten

amerikanischen Abstinenzbewegung zeigt, daß die an der obenerwähnten Petition beteiligten Genossen im Übereifer für ihre Sache in die denkbar unpassendste Gesellschaft hineingeraten sind. Unsere Genossen, die den Prohibitionisten von Maine anlässlich der letzten Volksabstimmung über Aufrechterhaltung oder Abschaffung des Spirituosenverbots¹⁾ ihre Sympathieen kundgaben, hätten sich zunächst Auskunft über die Gründe verschaffen sollen, die eine Zweidrittelmehrheit der dortigen Legislatur veranlaßten das Prohibitionsstatut nach 60jährigem Bestand durch ein allgemeines Votum in Frage zu stellen. Von Maine ist vor zwei Generationen die Prohibition ausgegangen; ungefähr die Hälfte der Vereinigten Staaten steht heute (teils durch Legislatur- oder gar Verfassungsbestimmung teils durch *Local Option* von Counties respektive Städten oder Ortschaften) unter Verbot des Spirituosenvertriebs zum Genuß. Dabei bezieht die auf indirekte Steuern angewiesene Generalregierung der Vereinigten Staaten aus der Herstellung wie aus der Einfuhr alkoholischer Getränke stetig steigende Einkünfte, neuerlich im Betrag von zirka 200 Millionen Dollar, woraus sich ergibt, daß der allgemeine Konsum von Spirituosen, der rigorosesten Prohibition vieler Unionsstaaten ungeachtet, nicht zurückgegangen ist. Wenn nun unter diesen Umständen der Staat Maine die Prohibitionsfrage nach 60 Jahren in Wiedererwägung zog, so müssen dieser Anschauungswandlung wohl gewichtige Ursachen zugrunde liegen, die der Erforschung auch seitens des ausländischen Abstinententums wert sind. Die in der sozialistischen Partei Europas, unter den Führern namentlich, sich zusehends mehrende Schar der Abstinenten, deren Motive zweifellos in jeder Beziehung die besten sind, hat bisher vernünftigerweise der kindlichen amerikanischen Zwangspolitik niemals das Wort geredet. Jene an die Prohibitionisten von Maine gerichtete Petition ist der erste Ausnahmefall dieser Art. Es sei mir daher gestattet zur Orientierung unserer Genossen speziell und der europäischen Abstinenten im allgemeinen ihnen das Unwesen der amerikanischen Prohibition zu erläutern. Ich wähle hierzu aus meiner Sammelmappe Ausschnitte der deutsch-amerikanischen sozialistischen Presse der letzten Jahre.

Am 7. Juni 1908 schrieb ein Korrespondent der *New Yorker Volkszeitung* aus Bangor (Maine):

»In unserm Staat spukt die Frage der Prohibition wieder stärker denn je herum. Seit 1851 hat sich Maine mit allen Mitteln und Mittelchen bemüht dem Schnapsproblem zu Leibe zu gehen, und bei jeder Wahl, die uns der liebe Herrgott beschert, ist das *Hauptissue Trocken oder naß?* Als vor etwa 25 Jahren die Legislatur ein Gesetz annahm, durch das bestimmt wurde, daß nur eine Zweidrittelmehrheit der Legislatur die Frage der Aufhebung der Prohibition der Bevölkerung zur Abstimmung vorlegen könne, hatten die Frömmler ihr Hauptstück geliefert, denn sie glaubten damals, daß sie damit eine fast unüberwindliche Schranke geschaffen hatten. . . . Alle Polizeistatistiken von Maine zeigen, daß die Trunkenheit stetig wächst. In dem am 31. März beendeten Fiskaljahr wurden in Bangor zum Beispiel 2381 Verhaftungen wegen Trunkenheit vorgenommen, und ganz Bangor hat 28000 Einwohner. An Stelle des offenen Schanklokals blühen jetzt der *Klub*, der *Drugstore* und die *Küchenbar*; diese letztere Gattung ist besonders zahlreich und gefährlich. In Bangor kann man heute mit leichter Mühe an 150 bis 225 Plätzen Schnaps und andere alkoholische Getränke aller Art erhalten. Wir haben hier mehrere *Apotheken*, die fast weiter nichts

¹⁾ Diese Abstimmung fand im September 1911 statt und ergab 26 Stimmen Mehrheit zugunsten der Abschaffung des Ausschankverbots. Die Prohibitionisten setzten jedoch bei Gericht — mit der Begründung, daß Unregelmäßigkeiten oder Irrtümer bei der Stimmzählung vorgekommen seien — den Befehl zur Nachprüfung des Votums durch. Diese von einer gerichtlich kontrollierten Behörde vorgenommene Nachzählung wurde am 7. November beendet und brachte 738 Stimmen Mehrheit für Beibehaltung der Prohibition.

verkaufen als *geschnittenen* Whisky, per Glas und per Flasche, beides zu unverschämt hohen Preisen. Man braucht weder ein Rezept noch sonst etwas, man geht einfach hinein und verlangt einen *Herzstärker*. Dann gibt es unzählige *Klubs*, in denen man durch Entnahme einer *Mitgliedskarte* berechtigter Schnapskonsument werden kann. Man bekommt dort alles, abgesehen von einem guten, unverfälschten Schnaps, das heißt man kann auch den erhalten, muß aber dafür enorm bezahlen. Ein *Klub*, der hier unter dem Namen *Kriegsschiff* bekannt ist, hat schwer eichene, mit Eisen beschlagene und verankerte Türen; wenn dieser *Klub* je von Polizisten überfallen werden sollte, so wird es auf jeden Fall lange genug währen, ehe die Hand des Gesetzes eindringen kann, und der Whisky usw. wird längst beseitigt sein. Es gibt hier in Bangor sogar 3 *Klubs*, die pro Jahr 20 000 bis 30 000 Dollar Überschuß machen. Die Preise sind 50, ja oft 100% höher als früher, und Steuern oder Lizenz hat der *Klub* nicht zu bezahlen. Die Hotels verkaufen übrigens auch fast alle, natürlich ebenfalls im geheimen, aber jeder Gast weiß das und macht von seiner Wissenschaft den richtigen Gebrauch. Die *Küchenbars* sind, wie bereits gesagt, die häufigsten und gefährlichsten und besonders in den Gegenden der Boardinghäuser der russischen, polnischen, italienischen und syrischen Einwanderer vielfach anzutreffen. Dort bekommt man ein billiges Bier und einen Whisky, der den Namen nur seiner gelben Farbe wegen trägt, denn er ist ein unglaubliches Gemisch von allerlei unmöglichen Ingredienzien. Der *Schnaps* wird vor den Augen des Kunden auf der *Bar* hingestellt, destilliert; da er nur 20 Cents pro Glas kostet, darf man hier in Maine keine allzu großen Ansprüche machen. Freilich zeigt sich die Wirkung dieser Fabrikate in den vielen Verhaftungen, die vor oder in nächster Nähe dieser furchtbaren *Flüsterstuben*²⁾ vorgenommen werden müssen. Die Opfer sehen nicht wie Betrunkene sondern mehr wie Geisteskranke aus. In einer einzigen dieser *Küchenbars*, in der Hancock Street, fand die Polizei eines Abends 50 derartig Betrunkene. In einem der Hotels, das meist von Holzfällern benutzt wird, die hier eine kurze Arbeitspause verbringen, befindet sich eine unterirdische Bar, die im Volksmund als *Bull Pen* bekannt ist. Der Besitzer hat den Keller wie einen richtigen Wirtschaftsraum eingerichtet, Stühle und Tische aufgestellt und den Boden mit Sägespänen angefüllt, damit man *oben* nicht den Lärm der Zecher hört. Alle Eingänge zu diesem Platz (es gibt deren 3) sind mit schweren eisernen Türen verrammelt, so daß es für einen Außenseiter, der nicht persönlich bekannt oder gut empfohlen ist, schwer ist einzudringen. Neulich, als sich gerade viele Holzfäller in Bangor befanden, hatten sich 75 Mann im *Stierstall* eingefunden, die nach einiger Zeit in Streit gerieten, sich alles, was nicht niet- und nagelfest war, an den Kopf warfen und solch einen Höllenlärm verursachten, daß nicht einmal die Sägespäne den Schall genügend zu dämpfen vermochten. Der Besitzer wurde wegen — ruhestörenden Lärms und Gesetzesübertretung angeklagt und in 2 Fällen zu je 550 oder einer Gesamtstrafe von 1100 Dollar verurteilt. Die Strafe wurde als besonders hart erachtet, aber jedermann gab zu, daß zwei gute Samstage den Schaden wieder ausgleichen. Man muß sich nun natürlich fragen, wie es kommt, daß das Prohibitionsgesetz, das so strenge Strafen für jede einzelne Übertretung festsetzt, nicht durchgeführt wird. Die Polizei, die ja wohl nirgends in dem Ruf steht, gar zu sehr für die Prohibition zu sein, tat hier ihre Pflicht, wenn auch nicht gerade mit Übereifer. Da kam im Jahr 1907 ein Gesetz, das einer Gesellschaft, die sich zur Durchführung und Überwachung der Prohibition gebildet hatte, das Recht verlich ihre *Deputies* in die verschiedensten Teile des Staats zu senden und sie mit der Vollmacht eines Polizeibeamten auszustatten. Bald nach Annahme des Gesetzes schickte diese Gesellschaft eine größere Anzahl ihrer Leute nach hier und gab damit der Polizei die erwünschte Gelegenheit sich ganz von der Überwachung der Prohibitions-gesetze zurückzuziehen. Zuerst waren diese *Deputies* natürlich riesig eifrig: Haussuchungen fanden fast täglich statt, Anklagen wurden erhoben und mächtig Radau gemacht. Aber merkwürdig, seit diesem Frühling ist es still geworden, absolut still. Das Salär, 3 Dollar pro Tag, für 15 Mann allein in Bangor, wird weiter bezahlt, aber man nimmt hier an, daß die Apotheken, *Barküchen* und anderen *Flüsterhuden* mehr bezahlen als die Gesellschaft, und dadurch die auffallende Ruhe in Maine erzeugt wurde. Die Polizei läßt die Hände davon, die *Deputies* sind bestochen, die Zahl der Betrunknen mehrt sich von Tag zu Tag. Es ist eine herrliche Sache um die Prohibition im Silberkleid des altenglischen Staates Maine.

²⁾ Amerikanische Bezeichnung für geheime, nicht konzessionierte Kneipen: Dort darf man nicht laut reden, nur flüstern, damit vorübergehende Spione nichts merken.

Über den oben erwähnten *Herzstärker*, den Apothekerschnaps, möchte ich zur weitem Erklärung folgendes erzählen: Nicht weniger als 22 640 Schnäpse zu *medizinischem Zweck* (auf Grund ärztlichen Rezepts oder auch ohne solches) wurden während des Monats Oktober 1907 in den Apotheken von Topeka, der damals etwa 44 000 Einwohner zählenden wirtschaftlichen und Regierungshauptstadt des Prohibitionsstaats Kansas, verkauft. Die staatliche Gesundheitsbehörde von Missouri hat im Jahr 1909 einem Arzt in einem *trocknen* Kreis die Erlaubnis zum Praktizieren entzogen, weil er zu viel Whisky verschrieb. Tatsächlich soll es in den Prohibitionssüdstaaten Ärzte geben, deren ganze Rezeptur in Whiskyverordnungen besteht. Ich erinnere mich übrigens der Zeit, da man im Prohibitionsstaat Kansas den Schnaps in hohlen Spazierstöcken mitführte, wenn die durch eine Flasche aufgebauschte Sacktasche Verdacht erregen konnte. Whisky- oder Brandyfüllung in Zuckerwaren, eine der allerersten Methoden zur Umgehung des Schnapsverbots, ist wahrscheinlich heute noch so populär wie in früheren Jahrzehnten.

Am 1. April 1903 fand unter großem Pomp die Einweihung der Saint Louiser Weltausstellung statt. Präsident Roosevelt und Delegationen aus allen Staaten der Union waren offizielle Besucher neben Zehntausenden von Gästen aus der Umgebung von halber Tagesreise. Deutsche Musikdirigenten leiteten Massenchöre von 3000 Männern, Frauen und Kindern im Industrieriesengebäude, das mit 20 000 Sitzplätzen versehen war. Auf dem Ausstellungsplatz tummelten sich, wie man erwartet hatte, mehr 100 000 Personen. Und für diesen Tag hatten die Prohibitionisten bei der Direktion der Weltausstellung Nichtzulassung von Spirituosenausschank durchgesetzt. Als ich im Lauf des Vormittags an der Toilette vorbeikam, standen an der einen Seite des großen Raums zwei elegante Amerikaner, die offenbar dort nichts mehr zu suchen hatten. Trotzdem gingen sie nicht von der Stelle sondern unterhielten sich laut. Ich blickte verwundert nach den Leuten hin, als der eine aus dem Überzieher eine große Whiskyflasche zog und mir zurief: »Wollen Sie einen Schluck? Es ist sehr kalt heute. Da auf dem Ausstellungsplatz Prohibition herrscht, und wir auch in Gegenwart unserer Damen nicht trinken dürfen, haben wir uns hierher geflüchtet.«

Nach einer neuern statistischen Zusammenstellung entfallen im Prohibitionsstaat Maine mehr als drei Viertel aller vorgenommenen Verhaftungen auf Trunkenbolde, und zwar in der Stadt Portland 71,8 %, in Bangor 85,6 %, in Biddeford 74,2 % und in Augusta 77,9 %. In gleich großen Städten des Staats New York dagegen war das Verhältnis 19,3 %, 29,7 % und 43,5 %. Und in einer andern Mitteilung heißt es:

»Im Prohibitionsstaat Maine wurden im Jahr 1909 zirka 500 Gewohnheitssäufer dem Staatsgefängnis in Bangor überwiesen. Das ist eine Feststellung des staatlichen Gefängnisinspektors. Die Zahl der zu kurzer Haft oder entsprechenden Geldstrafen verurteilten Gelegenheitstrinker ist Legion. So erbringt der Prohibitionsstaat Maine den Beweis für die so oft aufgestellte Behauptung, daß der Unmäßigkeit durch nichts so wirksam Vorschub geleistet wird als durch Prohibitions Gesetze.«

Kurz vor der Mainer Volksabstimmung las ich in unserm New Yorker Parteiorgan:

»Als dieser Tage ein Flammenmeer über das Städtchen Bangor dahinwogte, mußte der Mayor ausdrücklich die Order erteilen alle Gastwirtschaften geschlossen zu halten.« Ähnliches wie aus Maine wird aus dem Prohibitionsstaat Kansas gemeldet: »Von den 852 Personen, die in den letzten 2 Jahren die Zellen des Staatsgefängnisses

im Prohibitionsstaat Kansas beziehen mußten, erklärten sich 746 durch übermäßigen Alkoholgenuß auf die Bahn des Verbrechens getrieben. Dieser Art sind die Zustände in Kansas, wo seit 1880 die echt amerikanische Prohibition durch Staatsgesetz festgelegt ist.«

Die Beispiele ließen sich ins 10- und zofache vermehren, nicht bloß für Maine sondern für alle Prohibitionsstaaten und -kreise, und zwar durch Berichte von Leuten aus allen Gesellschaftsklassen. Ich begnüge mich zum Schluß mit der Wiedergabe folgender 3 Notizen:

»Laut Ausweis des Vereinigten Staaten-Inlandsteuerbureaus nimmt der Verbrauch an alkoholischen Getränken in den Vereinigten Staaten stetig zu, was durch folgende Zahlen bestätigt wird: Vereinigte Staaten-Steuern wurden im Jahr 1910 bezahlt für 163 000 000 Gallonen destillierte Spirituosen (30 Gallonen mehr als im Vorjahr), für 63 216 851 Fässer gegorene Getränke (3 Millionen Fässer mehr als im Vorjahr). Der Konsum an Spirituosen ist im letzten Jahr verhältnismäßig stärker gestiegen als derjenige von Bier. Mit anderen Worten, die Prohibitionswelle hilft den schlimmsten Feinden wirklicher Mäßigkeit. Im Jahrzehnt 1900 bis 1910 hat der Bierkonsum um 51 %, der Schnapskonsum um 44,9 % zugenommen, obwohl die Bevölkerung sich nur um 22 % vermehrt hatte. Dagegen fiel der Kaffeekonsum zwischen 1902 und 1910 von 1057¼ Millionen Pfund auf 838 Millionen Pfund, und Kaffee ist zollfrei.«

»Paris (Illinois), den 5. August 1911. Die erste Verhaftung unter dem neuen Gesetz, welches den Genuß alkoholischer Getränke auf einem Bahnzug, ausgenommen im Speisewaggon, verbietet, wurde gestern nicht weit von hier von A. K. Church, einem Kondukteur auf einem Zug der *Big Four-Bahn*, vorgenommen. Church erspähte zwei Männer in einem Tagwaggon, die einer Flasche zusprachen. Einer von ihnen entkam, der andere konnte wegen seiner Korpulenz seinem Freund durch das Fenster nicht folgen und wurde arretiert. Er wurde in Marshall den Behörden übergeben und zu einer Geldstrafe verurteilt.«

»Die Legislatoren des Staats Georgia beschlossen eine mehrmonatliche Session, in der sie das im Jahr 1908 gegebene Prohibitionsgesetz erneuert hatten, mit einem Riesenspicknick, an dem 5000 Flaschen Bier getrunken wurden. Gibt es etwas Köstlicheres als diese Selbstpersiflage?«

Aus vorstehenden Zitaten ersieht man hoffentlich, warum eine Zweidrittelmehrheit in der Mainer Legislatur sich fand, die nach 60jährigem Bestehen der Prohibition das Volk zur abermaligen Urabstimmung über das Verbot aufforderte. Und daß nur eine so geringe Mehrheit sich schließlich für die Beibehaltung erklärte, spricht auch zur Genüge für den allmählichen Umschwung des amerikanischen Volkes in dieser Frage.

Die nur aus den Beispielen der letzten Jahre gewählte Sammlung zur Beleuchtung der Resultate des Ausschankverbots läßt indes den Leser noch in Unkenntnis über den Ursprung der Bewegung, der zumindest eine ebenso genaue Würdigung verdient wie ihre Auswüchse. Als der *Vater von Maines Prohibition* ist ein gewisser Neal Dow zu betrachten, ein ehrlicher Fanatiker, der vor etwa 10 Jahren als hoher Achtziger starb, und der zuerst 1843 in seiner Mainer Heimatsstadt Portland ein Schankverbot durchsetzte. Er dehute dann mit ungeheurer Energie seine Agitation auf den ganzen Staat aus, bis die Legislatur von Maine 1851 auf seine Intentionen einging und Prohibition über den Staat verhängte, die sehr bald in Form eines Verfassungszusatzparagraphen, dem das Volk in seiner Mehrheit zustimmte, langdauernden Charakter erhielt. Unterstützt wurde Neal Dow in seiner Arbeit selbstverständlich von den Temperenzgesellschaften verschiedener Bezeichnung. Den Ursprung dieser Gesellschaften darf man keineswegs mit dem billigen Ausdruck *Heuchelei* oder *Mucherei* — der allerdings auf viele spätere amerikanische Bekenner der Abstinenz berechtigterweise anwendbar ist — erklären. Den Mäßigkeitsvereinen — von Spirituosen verbot war anfänglich keine Rede — schlossen sich viel-

mehr gemeinsinnige Personen aus allen Kreisen an, und selbst dann noch, als die Bewegung bei der Prohibition gelandet war, blieben sie ihr treu; so zum Beispiel Horace Greeley, einer der edelsten Volksführer, die Amerika je gehabt hat. Greeley, Mitglied sozialistischer Utopistenkreise in der letzten Hälfte des zweiten Drittels des vorigen Jahrhunderts und Redakteur der *New York Tribune*, die ein Jahrzehnt hindurch Karl Marx in London zu ihrem Mitarbeiter hatte, war in allem, was er tat, ernst zu nehmen. Der Name dieses Unvergeßlichen wiegt so schwer, daß einer gewissenhaften Darstellung des Prohibitionsursprungs die Pflicht zufällt den Ursachen jener Erscheinung nachzuforschen, die uns einen Reformen von 1850 im Bündnis mit Elementen zeigt, deren Nachfolger wir heute als Finsterlinge denunzieren.

Wir müssen deshalb auf die Frühzeit der Temperenzgesellschaften etwas näher eingehen. Das Gros des Volks, dem das kostspielige englische Bier (Porter und Ale) und französischer oder spanischer Wein nicht zugänglich waren, trank nur Schnaps, und das war nicht nur sehr guter, echter, unverfälschter Whisky und Bourbon (aus Roggen oder Mais) sondern auch ein sehr billiger Stoff, fabelhaft billig im Vergleich mit den jetzigen Preisen. Die Flasche reinen Kornbranntweins von der Qualität des deutschen *Nordhäusers* kostete 30 Jahre vor dem Bürgerkrieg, durch den die Einführung einer hohen Spirituosensteuer nötig wurde, den 8. Teil von heute; sie stand in jedem Haushalt für den Besucher parat, wie beim Rheinländer die Weinflasche. Die Engländerin Frances Trollope sagt in ihrem interessanten Reisewerk *The Domestic Manners of the Americans* /1832/, daß die Herren aller Kreise stetig eine Flasche Schnaps bei sich führten. Brauereien deutscher Art entstanden zwar geraume Zeit vor Ende der ersten Hälfte des Jahrhunderts, entfalteten sich aber zu geschäftlicher Blüte im Osten in den fünfziger Jahren erst, und im Westen 10 respektive 15 Jahre später. Vorher war also Schnaps der Geselligkeitstrunk des amerikanischen Volkes. Die ersten Jahrzehnte der Republik sahen verhältnismäßig mehr talentvolle Menschen am Schnapstempel zugrunde gehen als er innerhalb dieses Zeitraums anderswo in der Welt dahinzuraffen vermochte. Allerdings existiert keine Statistik hierüber, und eine Journalistik im heutigen Sinn, auf die man sich zum Beweis berufen könnte, war damals nicht vorhanden; in den biographischen Enzyklopädieen wird der heikle Punkt des Trinklusters diskret verschwiegen oder nur dann erwähnt, wenn einer bei der herrschenden Klasse in Ungnade gefallen war, wie der hochverdienstliche Patriot, Freiheitsvorkämpfer und Freidenker Thomas Paine.

Den wenigsten Amerikanern von heute ist die Schnapsuntugend der früheren Geschlechter des Landes als die wahre Ursache der spätern Prohibitionswut bekannt. Ich bin bisweilen Intellektuellen begegnet, die verwundert oder ehrlich entrüstet waren, wenn ich ihnen sagte, daß die gegenwärtigen Temperenzlerextravaganzen das Gegenstück und die traurige Folge der Schnapsvöllerei ihrer Herren Ahnen bilden. Die Berichte europäischer wohlwollender Reisenden aus den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts lassen aber keinen Zweifel darüber, daß vor nahezu einem Jahrhundert unter arm wie reich eine allgemeine Schnapsepidemie in den Vereinigten Staaten grassierte, zu deren Bekämpfung eben sich jene Temperenzgesellschaften organisierten. Inzwischen freilich haben sie das politische und soziale Leben Amerikas dermaßen mißgestaltet, daß man das *Land der Freiheit* in vielen Landesteilen schier nicht wiedererkennt.

Wie gesagt: Ursprünglich wollten die Temperenzler das Volk nur zur Mäßigkeit im Alkoholgenuß führen. Als dies beim Mangel eines populären, gering alkoholischen und nicht kostspieligen Getränks, wie des deutschen Biers, nicht gelang, veranlaßten sie mit Hilfe der Kirche die dem Trinklaster Verfallenen zum Gelöbniß (*pledge*) der Enthaltbarkeit auf eine gewisse Zeit. Und als aus der großen Anzahl der Rückfälligen das Problematische eines Gelöbnisses sich ergab, erschien ihnen das gesetzliche Ausschankverbot geraten. Man wolle bedenken, daß dies in einer Periode vor sich ging, wo die amerikanischen öffentlichen Verhältnisse nach der erzieherischen Seite noch sehr im argen lagen, wo der größte Teil der Jugend ohne nennenswerte Schulbildung aufwuchs, die Alten mithin einem Problem, das vornehmlich im sittigenden Einfluß harmonischer Bildung ein Lösungsmittel findet, ratlos gegenüberstanden. Die Verlegenheit um zureichende Gründe für das Zwangsverbot wurde unter anderem mit Bibelstellen, die ja leider auch in unseren Tagen zu allem Möglichen herhalten müssen, zu verdecken gesucht. In einem Buch aus der Frühzeit der Prohibition, aus dem Jahr 1856, *The Maine Liquor Law*, liest man folgende Einleitung:

»Prohibition ist als Gesetzesprinzip anerkannt, seitdem Gesetze überhaupt existieren. Sogar das allererste Gesetz, von dem wir Kunde haben, ist prohibitionistisch; es bezieht sich auf menschliche Nahrung. »Und Gott der Herr gebot dem Menschen und sprach: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.« (*Genesis II, 16-17*). Den Priestern war (laut *Leviticus X, 9*) Wein und andere starke Getränke untersagt, während sie im Tabernakel und mit Altardienst beschäftigt waren. Neun der Zehngebote sind buchstäblich Prohibitions Gesetze. Wein war den Nasiräern untersagt (*Numeri VI, 3*). Dies sind unter anderen Beispiele aus dem mosaischen Gesetz, daß das Prohibitionsgesetzprinzip anerkannt ist, und in vielen Fällen wird auch seine Anwendung auf die Trinkgewohnheiten exemplifiziert. Richter Blackstone sagt von den Gesetzen Gottes: »Sie stehen in ihren Verpflichtungen über allen anderen Gesetzen; kein Menschengesetz ist gültig, wenn es dem Gottesgesetz widerstreitet.« Die Gesetze von Jonadab, des Sohnes von Rechab, sind ebenfalls Spirituosenverbote ganz direkten und persönlichen Charakters; sie verboten nicht Kauf und Verkauf sondern (*Jeremia XXXV, 6*): »Ihr und eure Kinder sollet nimmermehr keinen Wein trinken.«

Dies war der prohibitionistische Geist bei und nach Einführung des Verbots in Maine. Die maßgebenden Mitglieder der Temperenzgesellschaften waren gebildete, fromme Damen und Geistliche der verschiedenen angelsächsisch-protestantischen Konfessionen. Persönlichkeiten wie Horace Greeley haben es als Gewissenspflicht erachtet die Spirituosenverbotsbewegung zu fördern, weil sie unter den damaligen Umständen kein anderes Mittel als das der *ultima ratio* staatsgesetzlichen Verbots gegen die Schnapsmisere des Volkes ausfindig zu machen wußten. Religiös, sogar streng kirchlich gesinnt waren sie ja fast alle noch, die damals an der Spitze des Volks standen. So konnte die Prominenz der Geistlichkeit in den Temperenzvereinen nichts Abschreckendes für sie haben. Und daß Frauen, die unter Trunksucht des Familienhaupts die Hauptleidenden neben ihren Kindern sind, das Gros der Prohibitionsstürmer und -dränger bildeten, lag nur in der Natur der Sache und konnte daher ebenfalls nichts Anstößiges für einen Horace Greeley haben. Späterhin nahm die Bewegung allerdings insofern eine andere Gestaltung an als die weibliche Abstinenzpropaganda von der männlichen gesondert marschierte, und die *Woman's Christian Temperance Union* mit ziemlich starken, mitunter verblüffenden Präntationen das soziale und politische Leben Amerikas zu beeinflussen, ja zu regulieren suchte, und zwar im Geist der Frühzeit des Temperenzlerturns, als

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Gewerkschaftsbewegung / Heinrich Stöhrer

Metallarbeiter Am 6. Oktober traten die Berliner Eisenformer und Gießereiarbeiter in den Streik, nachdem die Verhandlungen mit den Metallindustriellen über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse resultatlos verlaufen waren. Infolge des Streiks wurde nach einigen Wochen der Arbeitsnachweis der Metallindustriellen gesperrt; bereits vorher war in ganz Deutschland die Sperre über alle von Berlin kommenden Metallarbeiter verhängt worden. Die weitere Folge war, daß in mehreren Großbetrieben die Dreher und andere Arbeiter die Arbeit einstellten. Darauf beschlossen die Berliner Metallindustriellen zum 1. Dezember 60 % der beschäftigten Arbeiter auszusperrn, um eine Entscheidung im Gießereikonflikt herbeizuführen. Nach der Androhung dieser Aussperrung fanden dann nochmals Verhandlungen zwischen den Parteien statt, an denen außer dem Genossen Cohen auch der Vorsitzende des Metallarbeiterverbands, Schlicke-Stuttgart, teilnahm. Mit dem Resultat dieser Verhandlungen beschäftigten sich die Formier am 30. November in einer großen Versammlung, die 6 Stunden dauerte. Obwohl die Vereinbarungen von den Verbandsvertretern den Mitgliedern zur Annahme empfohlen worden waren, wurden sie doch mit großer Mehrheit abgelehnt, worauf die Aussperrung von 32 000 Arbeitern erfolgte. Am 5. Dezember wurden die Verhandlungen jedoch schon wieder aufgenommen, und es gelang noch weitere Zugeständnisse für die Arbeiter zu erzielen. Der Einstellungslohn für Hilfsarbeiter soll 40 Pfennig betragen und nach 3monatiger Beschäftigung auf 42 Pfennig steigen; die Beschäftigungsdauer vor Ausbruch des Streiks wird angerechnet. Diese neuen Ergänzungen wurden am 6. Dezember einer Formerversammlung zur Abstimmung unterbreitet. Auch diesmal wieder machte sich eine starke Opposition geltend, und die Vorlage wurde mit 1817 gegen 712 Stimmen abgelehnt. Da aber die für die Fortsetzung des Streiks statutarisch notwendige Dreiviertelmajorität nicht vorhanden war, trat die Vereinbarung doch in Kraft, und damit war der Kampf beendet.

Konfektionsstreik Verhandlungen in der Berliner Damenkonfektion, die seit einem halben Jahr zwischen dem Verband der Damenmäntelschneidermeister, dem Schneiderverband und dem Heimarbeiterinnengewerkverein gepflogen worden waren, hatten zur Aufstellung eines Lohntarifs geführt, der dem Verband der Damenmäntelfabrikanten eingereicht wurde. In dem Tarif war die Bezahlung der Heimarbeiterinnen durch die Schneidermeister (Zwischenmeister) ebenfalls tariflich geregelt worden. Die Konfektionäre aber versprachen zwar dort, wo es nötig wäre, Zulagen zu gewähren, wollten sich aber nicht tariflich binden. Trotz der Erklärung der obengenannten Organisationen, daß sie an dem Abschluß fester Lohnatarife festhalten würden, fanden doch noch weitere Verhandlungen statt. Die Unternehmer boten schließlich eine prozentuale Lohnerhöhung von 5 bis 20 %, von der die Zwischenmeister $\frac{1}{5}$, die Heimarbeiterinnen $\frac{2}{3}$ erhalten sollten. Ferner sollte eine paritätisch zusammengesetzte Kommission unter einem unparteiischen Obmann etwa entstehende Streitigkeiten schlichten. Dieses Angebot mußte jedoch abgelehnt werden, weil der Stücklohn von Fall zu Fall und nicht tariflich festgelegt werden sollte. Es wurde dann am 23. November die Arbeit niedergelegt. Von den über 3000 Zwischenmeistern schlossen rund 2800 ihre Betriebe; dabei handelte es sich vorläufig um die Weigerung die Muster anzufertigen, die für die Reisenden zur Einholung von Bestellungen (Aufträgen) gebraucht wurden. Der Streik mußte jedoch nach 3 Wochen ergebnislos abgebrochen werden, weil sich unter den Zwischenmeistern genügend Streikbrecher zur Anfertigung der notwendigen Muster gefunden hatten. An eine Weiterführung des Streiks von seiten der Arbeiter und Arbeiterinnen konnte nicht gedacht werden, da sie nicht genügend organisiert waren.

X Tabakarbeiter Am 12. Oktober sind in Lippe und Westfalen auf Beschluß des westfälischen Zigarrenfabrikantenverbands 9000 Tabakarbeiter und -arbeiterinnen ausgesperrt worden. Diese Maßregel geschah als Antwort auf eine von den Arbeitern und Arbeiterinnen gestellte Lohnforderung. Nach der Statistik der Tabakberufsgenossenschaft beträgt der Durch-

X

X

schnittsverdienst der Vollarbeiter in Lippe und Westfalen 2,16 Mark pro Tag. Da die Tabakarbeiter in Bremen und Hamburg in einen Solidaritätsstreik eintraten, so ist bereits die Produktion von 150 000 Milde Zigarren mittlerer und höherer Preislage unterbunden, und zirka 5200 Doppelzentner Tabak sind unverarbeitet geblieben. Die *Generalkommission* hat zur Unterstützung der kämpfenden Tabakarbeiter zu allgemeinen Sammlungen aufgefordert. Von unbeteiligter Seite wurden Verhandlungen eingeleitet, die aber noch zu keinem Resultat geführt haben.

✕ **Holzarbeiter** Am 6. November haben die Hamburger Holzarbeiter nach 33wöchigem erbitterten Kampf die Arbeit in vollem Umfang wieder aufgenommen, nachdem die Friedensbedingungen festgelegt worden waren. Der paritätische Arbeitsnachweis, um den der Kampf hauptsächlich geführt wurde, wird in seinem frühern Zustand wieder eröffnet, und zwar sind die Arbeitgeber verpflichtet alle vakanten Stellen dort anzumelden. Er ist also obligatorisch, und andere Arbeitsnachweise dürfen nicht benutzt werden. Die Arbeitszeit wird am 1. Oktober 1912 von 52 auf 51 Stunden verkürzt, die Mindestlöhne werden um 7, alle übrigen um 6 Pfennig erhöht. Der Minimallohn für Tischler, Drechsler, Beizer, Polierer, Maschinenarbeiter erhöht sich hiernach von 58 auf 65 Pfennig, für Bauanschläger von 68 auf 75, für Parkettleger von 73 auf 80 Pfennig. Auch die Forderung des Holzarbeiterverbands, daß zivilrechtliche Ansprüche an die beiderseitigen Verbände aus diesem Vertrag nicht erhoben werden dürfen, ist in den Vertrag aufgenommen worden. Ebenso hat der Arbeitgeberverband sich verpflichtet auf die Schadenersatzansprüche gegen den frühern Bevollmächtigten der Hamburger Holzarbeiter, den Genossen Neumann, die ihm in dem bekannten Maifeierprozeß zugesprochen worden waren, nach Annahme der jetzigen Friedensbedingungen zu verzichten.

✕ **Wäscheindustrie** Der Tarifvertrag in der Berliner Wäscheindustrie ist wieder erneuert und bis zum 1. September 1914 abgeschlossen worden. Die Verhandlungen über die allgemeinen Bestimmungen zwischen dem Schneiderverband und dem *Verein Berliner Wäschefabrikanten* haben unter dem Vorsitz des Magistratsrats Dr. von Schulz

vom Berliner Gewerbegericht stattgefunden. Die für die einzelnen Firmen gültigen Tarife für Zuschneider, Näherinnen, Wäscherinnen, Plätterinnen und Stemplerinnen sind zum größten Teil zwischen den Firmeninhabern und den bei ihnen beschäftigten Arbeitern und Arbeiterinnen vereinbart, von den Verbänden übernommen und am Gewerbegericht niedergelegt worden. Zur Erledigung etwaiger aus dem Tarifvertrag entstehender Streitigkeiten ist eine Schlichtungskommission eingesetzt worden. Außerdem besteht noch eine Kommission zur Regelung des Lehrlingswesens, die ihre Arbeit bis zum 1. April 1912 beendet haben muß. Bei einigen außerhalb des Fabrikantenverbands stehenden Firmen mußte um die Anerkennung des Tarifs gestreikt werden.

✕ **Schweiz** Vom 23. bis zum 25. September 1911 fand in Sankt Gallen der Kongreß der dem *Schweizerischen Gewerkschaftsbund* angeschlossenen Gewerkschaften statt, der von 81 Delegierten besetzt war. Nach dem Geschäftsbericht gehörten dem Bund am Schluß des Jahres 1910 21 Gewerkschaften mit 58 820 männlichen und 5043 weiblichen Mitgliedern an. Gegenwärtig wird die Gesamtmitgliederzahl auf 75 000 geschätzt. Die Gesamteinnahmen der Gewerkschaften betragen im Jahr 1910 1 815 283,57 Francs, die Ausgaben 1 629 251,74 Francs. Unter den Ausgaben befinden sich folgende Kosten: für Verbandsorgane 143 491 Francs, Streiks und Maßregelungen 555 099, Rechtsschutz 14 538, Reise- und Arbeitslosenunterstützung 85 443, Krankenunterstützung 311 042, Invaliden- und Sterbegeld 101 571, andere Unterstützungen (Notfall und Umzug) 18 363 und Unterstützungen an andere Organisationen im Inland 13 783, im Ausland 3770 Francs. Genosse Greulich referierte über die Interessengemeinschaft der Eisenbahner, der Staats- und Gemeindearbeiter und der Arbeiter in Privatbetrieben. Ferner beschäftigte sich der Kongreß mit der Revision des eidgenössischen Fabrikgesetzes, mit den Verhältnissen zwischen Partei und Gewerkschaften sowie mit den Beziehungen zwischen Gewerkschaften und Genossenschaften. Nachdem noch ein Referat des Genossen Dürr über Teuerung und Lohnarbeiter entgegengenommen worden war, erhob der Kongreß Protest dagegen, daß der Bundesrat es auf eine Eingabe hin abgelehnt hatte dafür Sorge tragen zu wollen, daß staatliche Lieferungsarbeiten nur an solche Unternehmer vergeben

werden, die die mit den Gewerkschaften vereinbarten Tarife anerkannt haben.

× **Kurze Chronik** Die Tarifverhandlungen zwischen dem *Deutschen Buchdruckerverein* und dem *Buchdruckereihilfsarbeiterverband* über die allgemeinen Bestimmungen, die den Rahmen für die örtlichen Verträge bilden, die nach 5 jährigem Bestehen am 31. Dezember ablaufen, sind am 28. November gescheitert, weil die Arbeitgeber bedeutende Verschlechterungen in Vorschlag brachten, so unter anderem auch die Verlängerung der Arbeitszeit, Reduzierung der Überstundenzuschläge bei Sonntagsarbeit und anderes mehr. In einer spätern Konferenz, die am 18. Dezember in Berlin abgehalten wurde, ist über den größten Teil der beteiligten Städte eine Einigung erzielt worden. × Der *Textilarbeiterverband* hat einen neuen Tarifvertrag mit der *Vereinigung der Garnfärbereien und Appreturen für Glauchau, Meerane und Umgegend* abgeschlossen, wodurch der Lohn der Arbeiter und Arbeiterinnen um 2 bis 3 Pfennig pro Stunde erhöht wird. × Die *Berliner Eisenkonstruktoren* haben den Kampf am 6. Dezember abgebrochen, da 76 % der verlassenen Plätze durch Streikbrecher aus dem In- und Ausland besetzt worden waren. × Der *Anschluß des Stukateurverbands an den Bauarbeiterverband* erfolgte am 1. Januar. × Der *Transportarbeiterverband* hatte im 1. Halbjahr 1911 eine Mitgliederzunahme von 25 123 gleich 16,4 %. Die Mitgliederzahl ist auf 178 077 gestiegen. × Der *Verband der Hausangestellten*, der im März dieses Jahres seine 1. Generalversammlung in Berlin abhalten wird, hat nach 14-jährigem Bestehen fast 5000 Mitglieder. Seit dem 1. April 1911 ist die *Krankenunterstützung* in Kraft getreten und dafür bereits eine Summe von 1857,50 Mark an die Mitglieder verausgabt worden. × Für die *Diamantarbeiter* in Amsterdam, in Frankreich, der Schweiz und in London ist am 2. Oktober 1911 der *Achtstundentag* in Kraft getreten.

× **Literatur** Das Jahrbuch des *Holzarbeiterverbands* für 1910, das 578 Seiten stark ist, umfaßt alle Ereignisse dieses Zeitraums, soweit sie den *Holzarbeiterverband* betreffen, so zum Beispiel die *Lohnbewegungen* einschließlich der *Tarifverhandlungen* mit dem *Arbeitgeberschutzver-*

band, den *Stand der Tarifverträge am Jahreschluß 1910*, *Urabstimmung über die Beitragsfrage*, *Arbeitslosenstatistik*, *Unfallstatistik*, *Material zur Lehrlingsfrage*. Außerdem enthält das Jahrbuch den *Kassenbericht* sowie sämtliche *Berichte der Zentralkommissionen* für die einzelnen Branchen wie auch die *Berichte der Gauleiter*. Von der *Verlagsanstalt des Verbandes* sind noch herausgegeben worden: *Die Holzindustrie in der amtlichen Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907*, bearbeitet nach den Veröffentlichungen des reichsstatistischen Amtes; *Die Betriebs- und Arbeitsverhältnisse in den Karosseriebauwerkstätten*; nach einer von der Zentralkommission der *Stellmacher* im Herbst 1910 vorgenommenen Erhebung; ferner *Aus dem Vergoldergewerbe*, *Von den Schirmmachern* und *Die Brandgefahr in der Zelluloidindustrie*; außerdem der *Almanach des Deutschen Holzarbeiterverbands* für das Jahr 1912. Der *Kalender* enthält unter anderem auch einen *Nachruf* für den verstorbenen Genossen *Albert Röske* aus Hamburg, den frühern langjährigen *Redakteur der Holzarbeiterzeitung*, und überdies noch eine große Anzahl *lesenswerter Abhandlungen* über die *Holzarbeiter*- wie auch über die *allgemeine Arbeiterbewegung*. × Das *Jahrbuch der Zentralverbände der Maurer und Bauhilfsarbeiter* für 1910 umfaßt 367 Seiten, vertritt das seit 1907 alljährlich für den *Maurerverband* herausgegebene *Jahrbuch* und bildet den *Vorstandsbericht* für den *Verband der Bauhilfsarbeiter*, der sonst zu den *Verbandstagen* erstattet wurde. Der *Inhalt* ist *geschäftlicher Art* und enthält unter anderem auch die *Abrechnung über die Aussperrung* von 1910, nach *Orten und Gauen* geordnet. × Vom *Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter* liegen die *Jahresberichte* von 1909 und 1910 vor, die für unsere *Gemeindevertreter* und *Stadtverordneten* sehr *wichtiges Material* aufweisen. Erwähnenswert ist noch die von dem *selben Verband* herausgegebene *Broschüre* *Statistische Erhebungen über Lohn- und Arbeitsverhältnisse des Krankenpflege-, Massage- und Badpersonals*.

Sozialpolitik / Johannes Heiden

Hilfeskassen Der Reichstag hat noch kurz vor seinem Schluß das Gesetz über die eingeschriebenen *Hilfeskassen* erledigt. Mit diesem Gesetz ist die *älteste Form der Krankenversicherung* wenn auch nicht beseitigt

so doch in ihrer Entwicklung sehr genehmigt. Die eingeschriebenen Hilfskassen oder freien Kassen, wie sie vielfach im Gegensatz zu den Ortskrankenassen genannt wurden, sind aus dem Streben der Arbeiter nach organisierter Selbsthilfe entstanden. Lange bevor die Gesetzgebung des Reichs an die Schaffung der Arbeiterversicherungsgesetze ging, hatten die Arbeiter sich Hilfskassen errichtet. Wenn sie auch nur die kleinere Hälfte der im Jahr 1883 der Versicherungspflicht unterstellten Arbeiter umfaßten, so waren sie doch so umfangreich, daß der Gesetzgeber ihnen im Rahmen des Versicherungsorganismus einen Platz anweisen mußte. Sie erhielten, wenn ihre Leistungen gewissen Mindestforderungen genügten, die Stellung gleichwertiger Versicherungsinstitute, und ihre Mitglieder waren von der Zugehörigkeit zur Zwangskasse befreit. Den Zwangskassen standen ja bekanntlich anfangs die Arbeiter ablehnend gegenüber. In dem Wettbewerb, in den mit der Zeit Zwangskassen und freie Hilfskassen gerieten, wurden die freien Hilfskassen zurückgedrängt oder doch in der Entwicklung aufgehalten. Die neue Generation von Arbeitern, die unter der Herrschaft der Versicherungspflicht aufwuchs, gewann nicht die engen Beziehungen zu den Hilfskassen, die sich zwischen den älteren Arbeitern und den Hilfskassen, besonders auch in der Zeit des Sozialistengesetzes, gebildet hatten. Das Ausbleiben junger Mitglieder erschwert die Stellung jeder Krankenkasse. Ältere Mitglieder sind höhere Risiken als jüngere. Die Folge dieser Entwicklung war, daß viele freie Hilfskassen ihre Eigenschaft als vollberechtigte Kassen aufgaben und sich in sogenannte *Zuschußkassen* umwandelten. Die versicherungspflichtigen Mitglieder der Zuschußkassen waren von der Versicherung bei den Zwangskassen nicht befreit. Gerade viele der großen Arbeiterkrankenassen sind diesen Weg gegangen. Je mehr aus den vollberechtigten freien Hilfskrankenassen Zuschußkassen entstanden, um so mehr trat ein neuer Typus von freien Hilfskassen hervor. Ihr eigentlicher Zweck ist ihren Gründern gute Einnahmen zu liefern. Ihre Praktiken sind bekannt; es ist nicht nötig sie noch zu schildern. Es ist diesen Kassen zweifellos gelungen große Summen aus der versicherungspflichtigen oder -bedürftigen Bevölkerung herauszuholen, um Parasiten zu ernähren. Daß der Gesetzgeber gegen diese Art von Kassen vorgeht, wenn sie auf dem Verwaltungsweg nicht beseitigt

werden können, ist zu begrüßen. Er ist aber weitergegangen; er straft die Gerechten mit den Ungerechten. Die Reichsversicherungsordnung schließt jede Neugründung von Hilfskassen als Träger oder Ersatzeinrichtung der Zwangsversicherung aus. Nur solche Hilfskassen, die bereits am 1. April 1909 die Bescheinigung besaßen, daß ihre Leistungen mindestens den niedrigsten der Zwangskassen gleichen, können nach Inkrafttreten der Reichsversicherungsordnung noch als gleichwertige Kassen angesehen werden. Voraussetzung hierfür ist ferner, daß sie wenigstens 1000 Mitglieder haben. Diese Zahl kann von der obersten Verwaltungsbehörde auf 250 herabgesetzt werden. In Preußen wird dies grundsätzlich nicht geschehen, wie ein Erlaß des Handelsministers kundgetan hat. Durch die Anforderungen an die Höhe der Mitgliederzahl wird für viele Hilfskassen die Zulassung als Ersatzkassen im Sinn der Reichsversicherungsordnung ausgeschlossen. Die weiter für die Zulassung geforderten Bedingungen, wie Erhöhung der Leistungen gegen heute, Aufgabe der Schutzmaßnahmen gegen den Eintritt kranker oder alter Mitglieder usw. werden wohl die Zahl der freien Hilfskassen, die in Zukunft noch als Organe zur Erfüllung der Versicherungspflicht dienen, erheblich herabsetzen. Den meisten Hilfskassen wird nur übrig bleiben sich in Zuschußkassen umzuwandeln.

Für ihre Errichtung und ihre Geschäftsführung werden aber in Zukunft nicht mehr die bequemen Vorschriften des Hilfskassengesetzes sondern die des Gesetzes für Privatversicherung gelten. Hierdurch wird das Recht auf Gründung eines Versicherungsvereins beseitigt, und die Gründung von der Erlaubnis der Aufsichtsbehörde abhängig gemacht. Die Geschäftsführung der Versicherungsvereine unterliegt der ständigen Kontrolle durch die Aufsichtsbehörde; diese ist befugt die Anordnungen zu treffen, die geeignet sind den Geschäftsbetrieb mit den gesetzlichen Vorschriften im Einklang zu erhalten oder Mißstände zu beseitigen, durch die die Interessen der Versicherten gefährdet werden, oder der Geschäftsbetrieb mit den guten Sitten in Widerspruch gerät. Bei wiederholten Verstößen gegen die gesetzlichen Pflichten oder gegen die von der Aufsichtsbehörde getroffenen Anordnungen, oder aber wenn das Interesse der Versicherten gefährdet ist, kann die Aufsichtsbehörde den Versicherungsverein auflösen. Diese Maßregeln sind, soweit sie lediglich die Er-

richtung von Schwindelkassen verhindern sollen, sicher berechtigt. Sie können aber zur Beeinträchtigung der wirklichen Selbsthilfe führen und auch Versicherungsunternehmen, deren Gründer einer der Aufsichtsbehörde nicht genehmen politischen Richtung angehören, benachteiligen. Die Bestimmungen in § 4 des neuen Gesetzes, wonach die religiöse oder politische Überzeugung des Vorstands und der Angestellten und ihre Betätigung außerhalb der Dienstgeschäfte, soweit nicht gegen die Gesetze verstoßen wird, an sich nicht als Grund zur Versagung der Erlaubnis zur Gründung oder als Grund zur Auflösung gelten sollen, schließen Mißbrauch nicht aus. Das Gesetz über die Aufhebung des Hilfskassengesetzes gehört in die Reihe der Gesetze, die den Sozialpolitiker nicht erfreuen.

× Reichstag Der nunmehr aufgelöste Reichstag hat in seinen letzten Wochen noch mehrere andere sozialpolitische Gesetze verabschiedet. Er hat dabei mit einer Schnelligkeit gearbeitet, die nur aus der Absicht zu erklären ist vor den Neuwahlen noch recht viel positive Erfolge zu schaffen, um mit ihnen vor die Wähler treten zu können. Zu keiner andern Zeit hätte der Reichstag in den wenigen Wochen die Masse sozialpolitischer Arbeit bewältigt, die jetzt von Mitte Oktober bis Ende November erledigt worden ist. Das alles war in Wirklichkeit der Beginn der Wahlagitation. Auf Inhalt und Bedeutung dieser Gesetze braucht an dieser Stelle nicht eingegangen zu werden. In den *Sozialistischen Monatsheften* (1911, 3. Band, pag. 1650 ff. und 1654 ff.) sind das Hausarbeitsgesetz und das Versicherungsgesetz ausführlich von Umbreit und von mir besprochen worden. Die Sozialdemokratie hat sowohl dem Hausarbeitsgesetz wie dem Gesetz für die Versicherung der Privatangestellten zugestimmt. Da bei beiden Gesetzen bedeutungsvolle Anträge der Sozialdemokratie abgelehnt worden sind, steht die Zustimmung in Widerspruch mit dem Verhalten bei früheren Entscheidungen. Aus der Erklärung des Fraktionsredners bei der Schlußabstimmung über das Versicherungsgesetz für Privatangestellte, daß die Annahme durch die Sozialdemokratie deshalb erfolge, weil das Gesetz einen Fortschritt enthalte, und in ihm ein Schritt zur allgemeinen reichsgesetzlichen Regelung aller Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu erkennen sei, spricht ein erfreulicher

Umschwung oder vielmehr die Rückkehr zu dem von der sozialdemokratischen Fraktion in den Jahren 1897 bis 1903 eingenommenen Standpunkt. Die Sozialdemokratie macht danach ihre Zustimmung zu sozialpolitischen Gesetzen davon abhängig, ob sie einen Fortschritt enthalten oder nicht. Daß sich die Fraktion einmütig oder doch in ihrer Mehrheit auf diesen Weg der Reformisten begeben hat, mag manchem radikalen Politiker peinlich sein, ist aber die radikalste Politik. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß über die Zustimmung zum Versicherungsgesetz und zum Hausarbeitsgesetz Einmütigkeit herrscht. Man kann sehr wohl Vertreter des reformistischen Standpunkts sein und hätte doch eine Ablehnung des Hausarbeitsgesetzes sowohl wie des Versicherungsgesetzes für die richtige Politik halten können. Das eine wird das Elend der Heimarbeiter kaum mindern, und das andere bringt zwar den Angestellten die Pensionsversicherung, errichtet aber eine tiefe Kluft zwischen Angestellten- und Arbeiterversicherung. Doch darauf, wie man den Inhalt und die Bedeutung des einzelnen Gesetzes beurteilt, kommt es in diesem Zusammenhang nicht an. Wir freuen uns der prinzipiellen Erklärung der Fraktion.

Von den anderen sozialpolitischen Gesetzen müssen noch die Reichsversicherungsordnung und die Novellen zur Gewerbeordnung (Festsetzung des Zehnstundentags für Fabrikarbeiterinnen, Lohnbücher) erwähnt werden. Nicht fehlen darf in dieser Übersicht auch das *Kaliggesetz*, das den ersten Versuch enthält Arbeitslöhne vor willkürlicher Kürzung zu schützen.

Groß ist der Kreis der unerledigten Aufgaben. Von den schon vorbereiteten Maßnahmen ist das Arbeitskammergesetz noch nicht zum Abschluß gelangt; anderes, wie Ausbau der Arbeitsgerichte, der Fabrikinspektion, Regelung der Konkurrenzklause, Aufhebung der Gesindeordnungen usw. drängen ebenfalls auf gesetzliche Regelung.

× Lohnaufrech- Von den wenigen Vor-
nung schriften des Bürgerlichen
Gesetzbuchs, die als Mittel zur Hebung der Rechtsstellung des Arbeiters im Arbeitsverhältnis angesprochen werden können, verliert eine nach der andern Bedeutung. Zuerst wurde die Wirkung der Bestimmung im § 616, die dem Arbeitnehmer den Lohnanspruch in gewissen Fällen unverschuldeter Behinderung an der Leistung der Arbeit sichern

sollte, durch ausdrückliche Vereinbarungen und durch Arbeitsordnungen beseitigt. Für die Mehrzahl aller gewerblichen Arbeitsverhältnisse existiert die soziale Fürsorge nach § 616 heute faktisch nicht. Eine andere Schutzvorschrift des Bürgerlichen Gesetzbuchs, die das Verbot der Aufrechnung gegen unpfändbare Forderungen ausspricht (§ 394), trifft in erster Linie die Lohnforderungen der Arbeiter, die bekanntlich bis zum Betrag von 1500 Mark für das Jahr der Pfändung entzogen sind. Diese Bestimmung war den Arbeitgebern von Anfang an un bequem. Konnten sie doch nun nicht mit angeblichen und wirklichen Ansprüchen an den Arbeiter gegen dessen Lohnforderung Aufrechnung üben sondern mußten die Lohnzahlung erst leisten und hatten nur die Möglichkeit vom Arbeiter Befriedigung für ihre Ansprüche in der gleichen Weise zu verlangen wie jeder andere Gläubiger. Der Handwerks- und Gewerbebekammertag und andere Körperschaften hatten an den Reichstag petitioniert das Aufrechnungsverbot gegenüber Lohnforderungen zu beseitigen. Zur Begründung wurde besonders betont, daß, solange das Aufrechnungsverbot besteht, der Arbeitgeber verpflichtet sei auch dem Arbeiter Lohn zu zahlen, der ihn durch strafbare Handlung, wie Diebstahl, Unterschlagung usw., geschädigt habe. In der Petitionskommission des Reichstags hat der Kommissar des Reichsjustizamts, Geheimer Oberrégierungsrat Dr. Struckmann, auf die Entscheidungen des Reichsgerichts verwiesen, wonach dem Arbeitgeber am Lohn des Arbeiters das Zurückbehaltungsrecht zusteht (§ 273). Der Regierungskommissar hält diese Entscheidung für zutreffend. Wenn auch die Ausübung des Zurückbehaltungsrechts zu dem gleichen Ergebnis wie die verbotene Aufrechnung führe, so handle es sich doch um zwei verschiedene Rechtsbehelfe, von denen der eine, das Zurückbehaltungsrecht, gebraucht werden könne. Eine ausdrückliche Vorschrift, daß die Aufrechnung wenigstens insoweit für zulässig erklärt werden solle als es sich um Forderungen aus vorsätzlicher Schadenszufügung handle, hielt der Regierungskommissar nicht für notwendig. Er glaubt, daß die Verhandlungen der Petitionskommission dazu beitragen werden die Anschauung des Reichsgerichts über die Zulässigkeit der Zurückbehaltung des Lohns in weiteren Kreisen bekannt zu machen, und daß dann auch die Gewerbegerichte, von denen bisher, viele das Zurückbehaltungsrecht nicht an-

erkannt haben, sich auf den Standpunkt des Reichsgerichts stellen werden. Sollten die Gewerbegerichte dem Reichsgericht folgen, so ist der letzte Rest von Lohnschutz gegen den Arbeitgeber beseitigt. Die Rechtsprechung des Reichsgerichts führt dazu, daß nicht nur für Forderungen des Arbeitgebers aus vorsätzlicher Schadenszufügung der Lohn zurückbehalten werden darf sondern auch für viele andere Forderungen des Arbeitgebers. Die Forderungen des Arbeitgebers an den Arbeiter sind damit privilegiert. Der Unternehmer, der aus der wirtschaftlichen Unselbständigkeit des Arbeiters Vorteil zieht, wird eines Teils des Risikos, das aus Versehen und unsachgemäßer Arbeit erwächst, ledig. Wer selbst zugeben will, daß für Forderungen aus vorsätzlicher Schadenszufügung dem Arbeitgeber Rückhalt am Lohn des Arbeiters eingeräumt wird — wozu ein zwingender Grund aber auch nicht vorliegt —, wird doch das Recht des Arbeitgebers wegen anderer Forderungen sich ebenfalls am Lohn schadloß halten zu können nicht anerkennen. Es bevorzugt den, der aus der wirtschaftlichen Unselbständigkeit des Arbeiters den größten Nutzen hat, vor anderen Gläubigern des Arbeiters erheblich und respektiert das auch von der Gesetzgebung anerkannte Recht des Arbeiters auf das Existenzminimum nicht.

× **Tarifverträge** Das reichsstatistische Amt hat im *Reichsarbeitsblatt* eine Übersicht über die Tarifverträge des Jahres 1910 veröffentlicht. Sie berichtet von einer erheblichen Zunahme der Tarifverträge. Am Schluß des Jahres 1910 bestanden 8293 Tarifgemeinschaften für 173 727 Betriebe mit 1 361 086 Personen; im Vorjahr gab es 6667 Tarifgemeinschaften für 138 785 Betriebe mit 1 139 974 Personen. An der Zunahme sind hauptsächlich die Industrien der Holz- und Schnitzstoffe und der Nahrungs- und Genußmittel, der Metallverarbeitung und Industrie der Maschinen, des Bekleidungs gewerbes und die Industrie der Steine und Erden beteiligt. Gering ist noch immer die Zahl der Tarifverträge in der Landwirtschaft, und im Bergbau existieren sie noch gar nicht. Über die Bearbeitung der Statistik der Tarifverträge wird ein Sonderheft des *Reichsarbeitsblatts* erscheinen.

× **Kurze Chronik** In England erfolgen auf Grund des Gesetzes über die Gewerksämter vom Jahr 1909 gesetzliche Lohnfestsetzungen. Für die

Kettenschmiederei, Spitzenindustrie und Papiersachtelindustrie sind die Löhne schon früher für insgesamt rund 40 000 Personen festgesetzt; jetzt erfolgt die Lohnfestsetzung für die Kleiderkonfektion, in der sie mehr als 100 000 Personen treffen wird. Die Mindeststundenlöhne in der Kleiderkonfektion sind für Frauen auf $3\frac{1}{2}$ Pence, für Männer auf 6 Pence festgesetzt, was für Frauen eine erhebliche, für Männer eine weniger bedeutungsvolle Erhöhung der Löhne ist. X Auch in Frankreich wird die gesetzliche Regelung der Löhne der Heimarbeit geplant. Die Arbeitskommission des französischen Abgeordnetenhauses hat eine Abänderung des Gesetzes über die Regelung der Arbeitszeit vorgeschlagen. Danach soll die Höchstdauer der Arbeitszeit für die gesamte Industrie auf 10 Stunden festgesetzt werden. Für eine bestimmte Anzahl von Tagen soll in jeder Industrie die Arbeitszeit bis auf 11 Stunden ausgedehnt werden dürfen. X In Österreich wird der Ausbau der Sozialversicherungsgesetzgebung erneut betrieben; am 5. Oktober ist dem Reichsrat der Gesetzentwurf zugegangen. Aus Österreich ist weiter der Plan ein Fürsorgeerziehungsgesetz zu schaffen gemeldet. Das Herrenhaus des Reichsrats hat einen Entwurf, der manche Ähnlichkeiten mit dem preußischen Gesetz hat, bereits verabschiedet und an das Abgeordnetenhaus weitergegeben. X Am 14. Dezember ist im Reichsausschuss des Innern in Berlin ein Ausschuss zusammengetreten, der über ein Theatergesetz beraten soll. X Die Vertreterversammlung des Zentralverbandes deutscher Industrieller sprach sich nach einem Vortrag des neuen Generalsekretärs Dr. Schweighoffer für vermehrten Schutz der Arbeitswilligen aus. In einer Entschließung wird der verstärkte Arbeitswilligenschutz als im Interesse der staatlichen Ordnung notwendig gepriesen. »Die schrankenlose Weiterentwicklung des sich ständig verschärfenden Klassenkampfs wird der Industrie sowie dem gesamten heimischen Gewerbe die Aufgabe der nationalen Wohlfahrt zu dienen immer mehr erschweren, wenn nicht eines Tages ganz unmöglich machen«, heißt es in der Resolution der Versammlung. In den Parlamenten von Sachsen und Hamburg sind Erklärungen zur Stärkung des Schutzes der Arbeitswilligen abgegeben worden. In den parlamentarischen Arbeiten der nächsten Jahre wird diese Frage an hervorragender Stelle stehen.

X

X

Literatur

Von dem Werk über die Verhältnisse der Heimarbeit in der Schweiz (*Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in der schweizerischen Heimarbeit, mit besonderer Berücksichtigung der Ergebnisse der schweizerischen Heimarbeitserhebung*, im Auftrag des Organisationskomitees als Schlußbericht herausgegeben von Jac. Lorenz /Zürich, Grütliverein/) liegt jetzt der 1. Band vor. Er enthält neben der Einleitung über Umfang, Verteilung und Bedeutung der Heimarbeit für die Industrie der Schweiz eine Darstellung der Verhältnisse der Heimarbeiter der Textilindustrie. Nach der Betriebszählung vom Jahr 1905 gibt es in der Schweiz 70 873 Heimarbeitbetriebe mit 92 162 Beschäftigten. Unter Berücksichtigung der in der Heimarbeit beschäftigten Kinder und der von der Betriebszählung nicht erfaßten Betriebe berechnet Lorenz die Gesamtzahl der in der Heimarbeit Beschäftigten auf 126 500, was rund 25 % der Industrielohnarbeiter ausmacht. Sehr eingehend und sorgfältig ist die Darstellung des Anteils der Heimarbeit an den einzelnen Industrien und die Verteilung der Heimarbeit auf die Kantone und die Gemeinden, letztere nach Größenklassen geordnet. Die Beteiligung der beiden Geschlechter und der verschiedenen Altersklassen an der Heimarbeit ist nach verschiedenen Richtungen untersucht. Der wichtigen Frage, wie weit die Heimarbeit einzige Erwerbsquelle ist, oder ob sie noch aus anderen Einkünften ergänzt wird, ist die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Die größere Hälfte der Heimarbeiter in der Schweiz hat noch einen andern Beruf. Für sie bildet also das Einkommen aus der Heimarbeit nicht das einzige Einkommen sondern wird durch andere Einnahmen aufgebessert oder bessert diese auf. Neben dem allgemeinen Teil werden die Verhältnisse der Heimarbeit in den verschiedenen Zweigen der Textilindustrie ausführlich dargestellt. Wir lernen nicht nur die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Heimarbeiter in einem Umfang kennen, der eine zutreffende Beurteilung ermöglicht, sondern auch die Bedeutung der Heimarbeit innerhalb der Textilindustrie und der Schweizer Industrie insgesamt. Diese ist nicht gering. An der Gesamtproduktion ist die Heimarbeit hervorragend beteiligt, und in ihr ist ein verhältnismäßig hohes Kapital für Arbeits- und Kraftmaschinen, die beide in der Hausindustrie der Schweiz an Verbreitung gewinnen, angelegt. Viele wichtige Ergebnisse der

Untersuchungen sind in übersichtlichen Tabellen zusammengefaßt, deren sich eine große Anzahl in dem Buch finden. So bildet das Buch, das Ergebnis mühseliger Arbeit und großen Fleißes, die aus allen Abschnitten sprechen, eine treffliche Vermehrung unserer Literatur über Zustands-schilderungen.

Frauenbewegung / Wally Zepler

Bré † In Herischdorf im Riesengebirge ist am 7. Dezember 1911 Ruth Bré gestorben. Ihren Namen im öffentlichen Leben dankte sie nicht so sehr hervorragenden schriftstellerischen oder rednerischen Leistungen. Sie wurde eigentlich in einem größeren Kreis durch eine einzige Schrift, das 1903 anonym veröffentlichte kleine Buch *Das Recht auf die Mutterschaft*, bekannt. Die Verfasserin verfocht hier zum erstenmal ähnliche Ideen wie sie seitdem durch die Propaganda und die Schriften des *Bundes für Mutterschutz* weitere Verbreitung bei uns gefunden haben. Und zwar erschien ihre Arbeit gerade in der Zeit, in der die Gründung eines solchen Bundes (nach der damaligen Absicht zunächst als ein besonderer Zweig des *Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine*) von den späteren Leiterinnen des Bundes, Helene Stöcker, Maria Lischnewska usw., schon lebhaft diskutiert wurde. Dies führte schließlich zu einer freilich nur kurz währenden Zusammenarbeit zwischen diesen und Ruth Bré und zu der gemeinsamen Vorberatung des neuen Bundes, dessen Kennwort *Mutterschutz* auch von ihr herrührt. Doch schon bevor der Bund tatsächlich ins Leben trat, ließen Meinungs-differenzen ein Zusammenwirken unmöglich erscheinen, und Ruth Bré gründete mit ihren speziellen Anhängern eine besondere Vereinigung auf der Grundlage ihres Lieblingsgedankens, einer Art ländlicher Arbeits- und Hausgenossenschaft für uneheliche Mütter und deren Kinder. Sie selbst trat bald von der Leitung zurück; auch erwies sich die gesamte Organisation als nicht lebensfähig. Damit war ihre organisatorische Tätigkeit auf diesem Gebiet beendet; sie trat nur hie und da noch schriftstellerisch für ihre Ideen ein. Unter ihren dichterischen Arbeiten ist der 1905 veröffentlichte Roman *Ecce mater* die bekannteste: ein Tendenzroman, in dem sie das traurige Geschick der Lehrerin schildert, der das Gesetz das Recht auf Ehe und Mutterschaft raubt. Viele Züge aus Ruth Brés per-

sönlichem Dasein sind wohl darin verflochten.

Ihr lebendiges Interesse für das Schicksal der unehelichen Mütter und Kinder entstammte ursprünglich eigener bitterer Lebenserfahrung. Sie selbst war als uneheliches Kind geboren und hatte dadurch wie durch Not und Armut viel erduldet. Daß sie aber mit solchem Mut in damaliger Zeit noch so verpönte Gedanken zu verfechten wagte, daß sie zu verschiedenen Malen auch später zur unermüdeten Verteidigerin von Frauen wurde, die durch ihre uneheliche Mutterschaft litten — berühmt geworden ist der Fall der wegen Kindesmords zum Tod verurteilten Anna Werner, der sie durch ihre flammenden Aufrufe in der Öffentlichkeit die Begnadigung zu Gefängnisstrafe erwirkte —, das entsprang einer selten warmen Menschenliebe und einer Güte und Aufopferungsfähigkeit, die sich selbst vollkommen vergessen konnte. In dieser tiefen Güte lag Ruth Brés menschliche Größe: Sie darf ihr eine warme Erinnerung in unseren Herzen wahren, mögen ihre sozialpolitischen Ideen, und mag ihr Denken im Ganzen auch verworren und widerspruchsvoll gewesen sein.

× **Weibliche und männliche Arbeitskraft** ×
 Alles Philosophieren über die spezifische geistige Veranlagung der Frauen kann uns nicht so maßgebende Aufschlüsse über die vielumstrittene Frage geben wie die tatsächlichen Erfahrungen an dem Frauenproblem selbst gar nicht interessierter Beobachter, die nur aus geschäftlichen oder sonst beruflichen Gründen Frauen lange Zeit hindurch in der Arbeit beobachten konnten. Deshalb ist ein kürzlich vom *Berliner Tageblatt* unternommener Versuch sehr dankenswert die Leiter einiger hervorragender Betriebe zu einer Äußerung über ihre Erfahrungen mit weiblichen Angestellten zu veranlassen. Erst eine große Anzahl ähnlicher Umfragen auf allen Gebieten der Frauenberufstätigkeit und eine systematische Sammlung und Bearbeitung der gewonnenen Auskünfte wird allmählich eine sichere Grundlage zur Beurteilung der weiblichen Fähigkeiten bieten können; nur freilich wird man auch dabei nie vergessen dürfen, daß diese Fähigkeiten nichts absolut Unwandelbares sind sondern sich eben gerade in und mit der Arbeit erweitern und stärken müssen. Die Resultate der erwähnten *Tageblatt-*enquete sind bereits nach verschiedener

Richtung bemerkenswert und über- raschend. Zunächst ist hervorzuheben, daß fast durchgängig (so von den Chefs der Firmen Gerson, Israel, *Kaufhaus des Westens*, Mosse) die Intelligenz der weiblichen Angestellten ebenso hoch bewertet wird wie die der männlichen. Auch die für den Geschäftsberuf sonst notwendigen Eigenschaften: Umsicht, Gewissenhaftigkeit, die Fähigkeit des Verkehrs mit Geschäftsleuten und Kunden, Arbeitsausdauer (abgesehen von der mehrfach konstatierten häufigern Erkrankbarkeit) werden den Frauen in gleich starkem, oft in stärkerem Grad zugeschrieben als den Männern. Interessant ist die Ansicht eines Bericht- erstatters: die Frau sei verschwiegener, sie plaudere auch nach einer eventuellen Kündigung durch den Chef nicht so leicht Geschäftsgeheimnisse aus, verhalte sich überhaupt in solchen Fällen niemals so gleichgültig und unliebenswürdig wie der männliche Angestellte. Die Her- vorhebung der Verschwiegenheit er- scheint besonders merkwürdig: Dies Ur- teil steht in gar zu schroffem Gegensatz zu der wohl nicht ganz unrichtigen all- gemeinen Beobachtung in diesem Punkt. Die hier gerühmte Eigenschaft dürfte aber wohl nicht so sehr Verschwiegen- heit als eine dem Weib vielleicht in der Tat näher liegende Treue gegen die Ge- meinschaft sein, der es nun einmal an- gehört.

Mit welcher Vorsicht man im übrigen in solchen Dingen Einzelurteile auch von maßgebender Seite aufnehmen muß, dafür sind die Aussprüche verschiedener Chefs über die Verwendbarkeit der Frauen in leitenden Stellen charakteristisch. Während einige Aus- sagen dem weiblichen Geschlecht die Fähigkeit zur Ausfüllung derartiger Posten strikt bestreiten (der Chef einer Berliner Großbank zum Beispiel er- klärt, »er werde nie den Versuch wagen einer Dame eine selbständige Stellung zu übergeben«, und ein anderer »vor je- dem Versuch zurückschrecken würde die Frau zur Reise, zum Einkauf, überhaupt zu einer Beschäftigung, die Repräsen- tation nach außen hin erfordert, zu ver- wenden«), behaupten andere, »die Frau stehe auch in leitender Stellung dem Mann nicht nach«, man könne sie auf alle Posten stellen, und ein Chef kann »ausdrücklich erklären«, daß gerade seine Einkäuferinnen » eminent tüchtig« sind. Ebenso findet ein Auskunftgeber, daß die Frau in der Korrespondenz nicht sehr gut zu brauchen sei, weil sie ihrer

Natur nach »zu viel Worte mache, ohne knapp auf den Kern der Sache einzu- gehen«; ein anderer dagegen hat beob- achtet, »daß manche Frau in der Korre- spondenz viel selbständiger zu arbeiten vermag als der Mann«.

Der Bankchef, der dem weiblichen Ge- schlecht jede Befähigung zu höherern Stellungen abspricht, muß nun freilich hinzusetzen, sein Institut als das einzige seiner Art in Deutschland, das über- haupt die Anstellung von Frauen in größerer Zahl versucht habe, verwende meist nur sehr junge Mädchen auf unter- geordneten Posten; das Mißtrauen dieses Auskunftgebers gegen höher qualifizierte Frauenarbeit im Bankfach beruht also ausschließlich auf Vermutungen, das heißt einfach auf Vorurteil, und kann deshalb nicht viel gelten. Den gleichen Fehler: Meinungen statt positiver Er- fahrungen zu geben, begeht in noch stärkerem Maß ein Geheimer Oberpost- rat, der über die Frauenarbeit in der Reichspostverwaltung berichtet. Auch er teilt mit, daß tatsächlich weibliche Postbeamtinnen vorläufig nur in be- stimmten untergeordneteren Posten be- schäftigt werden, und setzt dann wenig beweiskräftig hinzu: für Frauen kämen auch in Zukunft allgemein »nur solche Stellen des Bureaudienstes in Frage, bei denen die Erledigung der Geschäfte sich in ruhigen Bahnen vollzieht«. Dieser hohe Beamte ist im übrigen der einzige unter allen Befragten, der seine Privat- ansicht über die Frauenberufstätigkeit als solche nicht unterdrücken kann. »Wünschen kann ich aber, auch im In- teresse der Allgemeinheit, nur, daß für möglichst viele Beamtinnen die Berufs- stellung nur eine Durchgangs- tätigkeit bilden möchte, die ihren Abschluß in der Stellung als fürsorgende Hausfrau findet. In einer solchen Stellung wird jede Frau immer ihre größte Befriedigung finden.« Das haben bekanntlich, besonders im Beginn der Frauenbewegung, recht viele gewünscht, ohne daß die Entwicklung auch nur die allergeringste Rücksicht auf solche ge- wiß gut gemeinten Ansichten genommen hätte. Da denkt der Chef eines unserer größten Berliner Modehäuser schon vor- geschrittener, wenn er es bedauert, daß auch die tüchtigsten und geeignetsten weiblichen Arbeitskräfte bei uns (im Gegensatz zum Beispiel zu den Franzö- sinnen) nach der Verheiratung ihren Beruf aufzugeben pflegen, sei es als Beamtinnen unter dem Zwang des Gesetzes sei es unter dem des sozialen

urteils. »In Deutschland ist dieses durch die Gesetzgebung verstärkte soziale Vorurteil gegen die Arbeit verheirateter Frauen auch in andere Kreise als die Beamtenkreise eingedrungen, weil die Männer in der Arbeit der Gattin eine Beschützerin ihrer eigenen Stellung berechnen oder erblicken. Dadurch werden wertvolle Kräfte der Arbeit entzogen, obgleich die Frauenarbeit sehr bezahlt wird.«

Das eben trifft den Kern und den interessantesten Punkt der Frage. Die Frauenberufarbeit wird freilich nirgends zu wirklich kräftiger Entwicklung gelangen können, die Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts werden sich nie bis zu ihrer größtmöglichen Stärke entfalten, solange die Mehrzahl der berufstätigen Frauen ihre Arbeit nur bis zum Eheschluß, also meist gerade nur der Lehr- und Ausbildungszeit ausüben. Die Anspannung zur höchsten Leistungsfähigkeit fordert natürlich Jahre lang dauernder Übung und allmählichen Aufbaus; sie fordert vor allem aber das Bewußtsein seitens der Frauen selbst, daß sie im Beruf nicht allein ein kurzes Zwischenstadium des Lebens durchlaufen, sondern ebenso wie beim Mann ihre Leistungskraft in der beruflichen Tätigkeit ein Hauptbestimmungsmoment ihres Daseins bildet. Zudem ist es selbstverständlich, daß die Frauen erst nach und nach durch Mut und Initiative zu mannigfachen Unternehmungen gewinnen können, die so unendlich lange gänzlich außerhalb des weiblichen Lebenskreises liegen. Deshalb geben auch die wohlwollendsten Beobachtungen und Urteile über die gegenwärtigen Leistungen der Frau in allen möglichen Arbeitszweigen keinen Maßstab für die absoluten Grenzen der weiblichen Naturbefähigung ab; sie bilden vielmehr nur ein gewiß sehr wertvolles Material für eine zukünftige Geschichte der Frau und damit zugleich wahrscheinlich einen Beleg für die Entwicklungs- und Anpassungsfähigkeit des menschlichen Geistes überhaupt durch neue Übungs- und Ausbildungsmöglichkeiten.

Hochschule
Frauen

In Leipzig wurde am 29. Oktober dieses Jahres im Beisein von Vertretern des Kultusministeriums, der Stadt und der Universität eine Hochschule für Frauen, in ähnlicher Art in Deutschland bisher nicht existierendes Bildungsinstitut, eröffnet. Eine der Seniorinnen der deutschen Frauenbewegung, Henriette

Goldschmidt, hat als Vertreterin des seit 1878 in Leipzig bestehenden Frauenlyzeums nach jahrelanger Sammlung privater Mittel die Gründung der Hochschule vorbereitet; sie entwickelte in der Eröffnungsrede auch die Grundsätze, die für die neue Organisation maßgebend waren. Wenn ich hier gegen diese Grundsätze wie gegen das ganze, gewiß mit großem persönlichen Opfermut ins Leben gerufene Unternehmen starke Bedenken geltend machen möchte, so will ich mich damit natürlich nicht gegen die in der Frauenbewegung Jahrzehnte hindurch tätige, sehr verdiente und energische Gründerin wenden, vielmehr nur gegen das meiner Meinung nach nicht nur falsche sondern auch geradezu gefährliche neue Prinzip einer Frauenhochschule. Die gesamten Ziele und Zwecke dieser Studienanstalt sind nach dem Programm allein noch nicht scharf zu überblicken. »Nicht der verwegene Gedanke das Universitätsstudium der Frauen aufheben zu wollen oder ihm Konkurrenz zu machen hat uns bei ihrer Errichtung beeinflusst. Nicht aus einer Negation ist sie hervorgegangen. Sie soll schaffend sich bewähren. Diejenige Fakultät soll sie schaffen, die der Universität fehlt und ihr vielleicht fehlen muß: Sie will die Frau von ihrem Wesen aus und um ihrer menschlichkeitpflegenden Bestimmung willen auf die Höhe der Kultur erheben, die unsere Zeit erreicht hat.« So Henriette Goldschmidt in ihrer Eröffnungsrede. Der Bildungsplan, der darin liegen soll, wird vielleicht klarer durch den ebenfalls dort hervorgehobenen Wahrspruch der neuen Universität *Der Erziehungsberuf ist der Kulturberuf der Frau*. Da sich auch Institute für Säuglingspflege und Jugendfürsorge, Kinderhorte und dergleichen der Frauenuniversität angliedern sollen, würde das Ganze wohl am besten als ein äußerst erweitertes und vervollkommnetes Seminar für Kinderpflege und -erziehung zu bezeichnen sein, wenn das Programm nicht auch fast sämtliche Universitätsfächer als Vorlesungsgegenstände umfaßte. Nur soll eben alles auf Frauen zugeschnitten, ausschließlich dem Besuch von Frauen offen und das Studium der spezifischen Frauenangelegenheiten besonders bevorzugt sein. Danach ist es, wie gesagt, vorläufig noch nicht ganz sicher, in welcher Richtung sich die Hochschule entwickeln wird. Nur eins ist leider schon jetzt sehr deutlich: Eine solche Gründung, mag sie auch durchaus nicht aus Feindschaft gegen das

Universitätsstudium der Frauen entstanden sein, trägt die Gefahr in sich zum Ausgangspunkt einer neuen Scheidung der Geschlechter in der Vorbereitung für die höheren und gelehrten Berufe (etwa im Sinn der amerikanischen und englischen Frauenkollegs) zu werden. Daß eine derartige Geschlechtsdifferenzierung in der Bildung prastisch nur auf eine Geringwertigkeit der Frauenbildungsanstalten hinausläuft, haben nicht nur alle bisherigen Erfahrungen bewiesen, es ist auch theoretisch von vornherein klar. Denn niemals noch hat es auf der Welt Spezifizierung gegeben, bevor das Allgemeinniveau erreicht war, und dieses Allgemeinniveau ist hier natürlich die bisher nur vom Mann geschaffene Wissenschaft.

Es ist übrigens noch immer nicht einzusehen, woher alle die Leute, die so sehr für die Ausbildung des spezifisch Weiblichen in den geistigen Anlagen schwärmen, die genaue Kenntnis haben, worin diese berühmte Weiblichkeit nun eigentlich besteht; denn bei jedem Versuch einer wirklichen Fixierung der geistigen oder psychischen Geschlechtseigentlichkeiten nach irgendeiner Seite hin sind, wie mir scheint, bisher noch immer die erheblichsten Widersprüche zutage getreten. Die deutlichste Auskunft über das, was wir von dieser und ähnlichen Frauenhochschulen zu erwarten haben, gibt uns so vielleicht Lucia Dora Frost, bekanntlich eine der stärksten Anhängerinnen einer spezifisch weiblichen Lebensführung für die Frauen. Sie sagt in einem Artikel der *Neuen Rundschau* über Frauenhochschulen: »Dann nämlich findet man, daß für die Frauenberufsfrage 3 einfache Grundsätze bestehen: die Schule muß der weiblichen Leiblichkeit entsprechend milde sein; es sind zweitens solche Berufe zu wählen, die eine Ausbildung für alle Fälle ermöglichen, die nicht anspruchsvoll sind und sich auch noch von der Mutter und Frau verwerten lassen; und schließlich müssen die Frauenberufe auch auf schwächer Konstituierte eingerichtet sein, weil ja die physiologisch Stärkeren nach sozialer Wünschbarkeit der Generation dienen sollen. Als Folge aus diesen 3 Sätzen: Für die Frauenberufe sind ganz andere, ganz entgegengesetzte Bedingungen vorhanden als für Männerberufe, die auf Auswahl und Förderung der Tüchtigsten beruhen; deshalb müssen Männer- und Frauenberufe getrennt werden nach Ausbildung, Verwertung und Bewertung.« Da also haben wir

des Pudels Kern. Die physiologisch (das heißt doch wohl auch geistig) Stärkeren unter den Frauen sollen Mütter werden, die anderen können ein wenig herumstudieren, à la Frauenschule sich noch weiter zu sozialer Hilfstätigkeit ausbilden, Kindergärten und Säuglingsheime leiten und ähnliches mehr. Und — wie Lucia Dora Frost ganz naiv durchblicken läßt — damit die Sache doch nicht gar zu sehr nach krassester Rückschrittlererei klingt und auch ein bißchen Ansehen nach außen hat, muß auch etwas *Überrationelles* dabei sein: »Was nur zweckmäßig ist, gilt als subaltern. Die Würde beginnt jenseits des Nützlichen. Deshalb muß verhindert werden, daß die Frauenhochschule als eine reine Zweckhochschule angesehen werden kann... Da die Anziehungskraft der Universität darauf beruht, daß sie den Ruf und das Ansehen einer Herrenhochschule hat, muß man das nachahmen und übertragen; man braucht eine Damenhochschule. Ohne Philosophie gilt in Deutschland nichts als ersten Ranges; also philosophische Vorlesungen an die Spitze...« Mit anderen Worten: Philosophie usw., damit es doch nach etwas aussieht, und im übrigen das alte Lehrerinnenseminar für die Unverheirateten in neuer Form. Das ist in der Tat eine Anschauungsweise, die so sehr alles langsam und mühevoll Erkämpfte zurückzuschrauben droht, daß jeder modern empfindende Mensch darüber einfach die Achseln zucken wird. Und mag die Gründung der Leipziger Frauenhochschule auch nicht ganz der gleichen Gesinnung entsprungen sein; auch dagegen muß man sich im Interesse der Höherentwicklung des Frauengeistes wenden.

Einen einzigen Vorzug nur mag man für das Institut gelten lassen: Eine solche Hochschule gibt auch wißbegierigen Frauen, die nicht das Reifezeugnis besitzen, manche Möglichkeit zur Weiterbildung. Dazu brauchte man indessen keine besondere Frauenanstalt; eine allgemeine großzügige freie Hochschule für beide Geschlechter würde den selben Zweck in besserer Art erfüllen.

✕ **Kurze Chronik** Die sozialistische Partei der Vereinigten Staaten hat eine Petition in Umlauf gesetzt, die eine Änderung der Bundesverfassung fordert, um die Einführung des Frauenstimmrechts zu ermöglichen. Genosse Berger soll die Petition vor dem Kongreß vertreten. ✕ Der jetzige schwedische Ministerpräsi-

dent Staaff erklärte es neulich in einer Rede über das Programm des neuen schwedischen Kabinetts als eine Pflicht der Regierung nunmehr das Wahlrecht der Frauen zu verwirklichen. X Auf der letzten brandenburgischen Provinzialsynode wurde ein Antrag: von der Generalsynode die Einbringung eines Gesetzentwurfs für Verleihung des aktiven und passiven Wahlrechts an die Frauen zu fordern, abgelehnt, dagegen folgende Resolution gegen eine starke Minderheit angenommen: »Die Provinzialsynode bittet durch das königliche Konsistorium den evangelischen Oberkirchenrat der nächsten Generalsynode eine Ergänzung der Kirchengemeinde- und Synodalordnung vorzuschlagen, durch welche der Frau eine rechtliche Stellung innerhalb der kirchlichen Gemeindeorgane zuteil wird.«

X
Literatur Ein *Leben des Kampfes um Recht und Freiheit* nennt Else Lüders die Schrift, die sie zum 70. Geburtstag Minna Cauers erscheinen ließ (Berlin, Loewenthal). Sie schildert im 1. Teil im Rahmen eines Lebensbilds Minna Cauers Wirken und ihre Bedeutung für die deutsche Frauenbewegung. Else Lüders, die ja selbst eine Schülerin und Mitarbeiterin der älteren Führerin ist und den gleichen Standpunkt in der Bewegung vertritt, war gewiß eine der Berufensten zur rechten Würdigung von Minna Cauers Lebensarbeit. Warme persönliche Sympathie gibt dem kleinen Buch den Grundton; doch läßt die Verfasserin sachlich nirgends ruhige Objektivität vermissen. Man kann sich deshalb ihrem Urteil vollständig anschließen, wie ich selbst in dem, was ich in dieser Rundschau (1911, 3. Band, pag. 1500) neulich über Minna Cauer schrieb, hauptsächlich Else Lüders' Darstellung folgte. Im 2. Teil der Schrift läßt die Verfasserin Minna Cauer direkt zu Wort kommen; sie gibt eine Auswahl ihrer Artikel und Aphorismen über soziale, politische, kulturgeschichtliche Fragen, die sämtlich der *Frauenbewegung* entnommen sind. Wer dieses Blatt, das so ganz den Stempel von Minna Cauers Wesen trägt, im Lauf der Jahre verfolgt hat, kennt das Charakteristische, die Vorzüge und (von einer andern Geistesrichtung aus gesehen) die Schwächen dieses Wesens. Beide entfließen, wie das natürlich meist der Fall ist, dem gleichen Seelenzug. Für unsere realere soziale Auffassung schweben Minna Cauers po-

litische Strebungen immer gar zu sehr im Nebel eines bloßen schönen Wollens; es scheint oft, als entglitte ihr der Boden der konkreten Wirklichkeit in der Politik. Andererseits ist eben dieses Wollen ein Vorzug, der gewiß auch nicht unterschätzt werden soll, und der — wie man zuweilen ganz richtig gesagt hat — gerade das Wirken der Frauen in der ersten Frühzeit ihres politischen Interesses überall im günstigen Sinn auszuzeichnen pflegt.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Kurt Grelling

Erkenntnistheorie In seinem Buch *Über das sogenannte Erkenntnisproblem* hat L. Nelson vor 3

Jahren einen Beweis für die Unmöglichkeit jeder Erkenntnistheorie gegeben. Unter *Erkenntnistheorie* ist dabei eine Wissenschaft verstanden, die untersucht, ob und wie weit unserer Erkenntnis objektive Gültigkeit zukommt. Der Grundgedanke dieses Beweises: daß die Übereinstimmung der Erkenntnis überhaupt mit ihrem Gegenstand nicht Objekt einer Wissenschaft werden kann, weil dies schon die Erkenntnis des Gegenstandes, also die objektive Gültigkeit mindestens einer Erkenntnis voraussetzt, dieser Gedanke war keineswegs neu. Aber um so mehr sollte man erwarten, daß hinfort niemand Erkenntnistheorie treibt, es sei denn, er hätte jenen Beweis zuvor widerlegt. Vorläufig ist eine solche Wirkung noch nicht zu verspüren. Wenn heute, nachdem die Transzendenz der Zahl π bewiesen ist, noch jemand die Quadratur des Zirkels gefunden zu haben glaubte, so würde man über ihn die Achseln zucken. Anders in der Philosophie: *Lösungen* des Erkenntnisproblems erscheinen immer von neuem und verlangen ernst genommen zu werden, und da es in der Philosophie an einem festen, allgemein anerkannten Maßstab der Wissenschaftlichkeit fehlt, bleibt nichts anderes übrig, als immer von neuem die Verfehltheit solcher Unternehmungen zu zeigen. Ein Schüler Heinrich Rickerts, Broder Christiansen, hat eine *Kritik der kantischen Erkenntnistheorie* veröffentlicht (Hanau, Clauß & Feddersen). Trotz mancher nicht quergeblicher Abweichungen hält Christiansen doch an dem Grundprinzip seines Lehrers fest, daß nämlich Erkennen ein Werten von Vorstellungen oder Vorstellungssynthesen ist. Diese Grundlage erscheint ihm so selbstverständlich, daß

er sie gar keiner Kritik unterzieht. Von hier aus wird er genau wie sein Meister zu dem Problem geführt, wer denn nun diese Werte anerkennt, das heißt zu der Frage nach dem erkenntnistheoretischen Subjekt. Dieses kann nicht mit den empirischen Subjekten zusammenfallen, da diese ja selber Gegenstände der Erkenntnis sind, also erst vermöge der Wertungen des erkenntnistheoretischen Subjekts existieren. Was nun aber dieses geheimnisvolle Subjekt eigentlich sei, darauf findet er keine Antwort. Nicht weniger als 5 mögliche Lösungen werden der Reihe nach als unhaltbar abgewiesen, unter ihnen auch die Rickerts, wonach das erkenntnistheoretische Subjekt der Grenzbegriff des Subjekts überhaupt, nämlich das ist, was in keiner Weise Objekt werden kann. Da der Verfasser also dieses geheimnisvolle Wesen nicht direkt definieren kann, so versucht er es indirekt. Er hat nämlich entdeckt, daß das empirische Subjekt *S* zwar von der Wirklichkeit nichts weiß, daß es aber ein System *S* erkennt, das ihm immanent ist; dieses System weist, wie der Verfasser versichert, mit der Wirklichkeit eine gewisse Harmonie auf, von der allerdings das Subjekt *S* nichts weiß. Wenn es noch keine Erkenntnistheorie getrieben hat, so hält es das System *S* für die Wirklichkeit selbst, und auch wenn ihm die Erkenntnistheorie die Augen über seinen Irrtum geöffnet hat, kann es sich nur schwer von ihm freimachen. Ebenso nun wie sich das empirische Subjekt *S* zu dem System *S* verhält verhält sich das erkenntnistheoretische Subjekt zu der Wirklichkeit, und vermöge dieser Proportion kennen wir mit einemmal das erkenntnistheoretische Subjekt. Wir brauchen ja bloß zu den 3 bekannten Größen: System *S*, Subjekt *S*, Wirklichkeit, die 4. Proportionale zu suchen, dann haben wir es. Vielleicht wundert sich der Leser, daß hier die Wirklichkeit unter die bekannten Größen gerechnet wird, da doch die empirischen Subjekte die Wirklichkeit nicht zu erkennen vermögen. Er übersieht aber dabei, daß *Wir* — es empfiehlt sich das Wort in dieser Bedeutung mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben — keine empirischen Subjekte sind, *Wir* sind vielmehr nichts anderes als das erkenntnistheoretische Subjekt, nur daß wir uns als solches nicht zu erkennen vermögen, sondern im Augenblick, wo wir uns zu Objekten machen, erscheinen wir uns als empirische Subjekte. Jene Proportion leistet aber noch mehr. Sie gestattet

uns die Ableitung der *apriorischen Wirklichkeitsform* aus den Qualitäten des erkenntnistheoretischen Subjekts; denn vermöge jener Proportion sind wir berechtigt die positiven Qualitäten des Subjekts *S* auf das erkenntnistheoretische Subjekt zu übertragen.

Der unbefangene Leser wird erstaunt nach dem Zweck dieser Verdoppelung der Welt fragen. Die Antwort lautet: Sie geschieht dem völlig unbewiesenen Satz zuliebe, daß die empirischen Subjekte die Wirklichkeit nicht erkennen können, dem *πρώτον ψαδός* aller Erkenntnistheorie. Wenn man davon ausgeht und dann trotzdem der Erkenntnis durch reines Denken objektive Gültigkeit zu sichern sucht, so muß man sich wie Christiansen in ein Begriffslabyrinth verlieren, aus dem einen kein Ariadnefaden wieder herausführt.

X X

Dilettantenphilosophie In keiner Wissenschaft ist der Dilettantismus so verbreitet wie in der Philosophie. Ist dies schon an sich eine unerfreuliche Erscheinung, so wird sie um so bedenklicher, wenn die Dilettanten sich wissenschaftlich zu geben versuchen und dadurch den Laien (natürlich immer im besten Glauben) irreführen. Es scheint eine weit verbreitete Meinung zu sein, daß die Verwendung mathematischer Formeln in philosophischen Abhandlungen ein Zeichen besonderer Wissenschaftlichkeit sei, während sie doch nur beweist, daß der Verfasser auf beiden Gebieten Dilettant ist. Zu dieser Art Elaboraten gehört auch die *Auflösung der Widerspruchslehre Kants* von Dr. phil. Hans Israel /Berlin, Mayer & Müller/. Der Verfasser, ein Ingenieur, verspricht nichts Geringeres als den Beweis der Möglichkeit Kant zu widerlegen; und zwar mit Hilfe des »Weltintegrals«, das ihm überhaupt alle Probleme der Philosophie löst. Dieses merkwürdige Integral lautet nun: $f'o = c$. Wie sie da steht hat diese Formel überhaupt keinen Sinn, und wenn man ihr mit eitrigem guten Willen einen unterlegt, so kann er nur so trivial sein, daß man über das Vorhaben mit dieser Formel irgendwelche philosophischen Probleme zu lösen nur lächeln kann. Zur Kennzeichnung des Verständnisses, womit der Verfasser über Kant urteilt, nur einige Stichproben: »Einen groben Fehler hat Kant gemacht, wenn er sagt: alle Körper sind schwer. Denn wenn die Gase immerhin auch ein Gewicht haben, so sind sie doch leichter als wir, und des-

halb bezeichnen wir sie, zumal wenn sie leichter sind als die Luft, als leicht.«
 »Kant hat . . . sich veranlaßt gesehen Zeit und Raum intellektuell zu unterscheiden: der Raum ist durch den äußern Sinn, die Zeit durch den innern Sinn gegeben. Nun stelle man sich einen äußern Sinn vor. Wo soll dieser liegen? Etwa im Objekt? Dann wäre es sein Sinn und nicht eine Funktion des Menschen. Oder im Subjekt? Dann wäre er innerlich und nicht äußerlich.« Aus diesen Proben kann sich der Leser ein Bild von der Beweisführung dieses Buches machen, und er wird mir dann ein näheres Eingehen darauf erlassen.

× **Kurze Chronik** An der Universität Münster habilitierte sich Dr. Otto Braun für Philosophie. ×
 Der Berliner Privatdozent Georg Misch hat einen Ruf an die Universität Marburg als Extraordinarius der Philosophie angenommen. × Einen Aufruf zur Gründung einer *Schopenhauer-Gesellschaft* versendet ein Komitee, dem der Verleger F. A. Brockhaus, Professor Deußen, Direktor A. von Gwinner, Hans Thoma und Wilhelm Trübner angehören. Als Aufgaben der Gesellschaft werden die Schaffung eines Archivs und die Herausgabe eines Jahrbuchs bezeichnet.

× **Literatur** In seinen *Wandlungen in der Philosophie der Gegenwart* /Leipzig, Klinkhardt/ will Professor Dr. Julius Goldstein zeigen, daß der bis heute in der Philosophie herrschende »Rationalismus« abgewirtschaftet hat und durch einen Irrationalismus ersetzt werden muß, als dessen Vorkämpfer ihm James, Bergson und Eucken erscheinen. Das, was diesen dreien gemeinsam ist und was sie von dem »Rationalismus« unterscheidet, ist nach Goldstein die neue Stellung, die sie gegenüber dem Problem von Leben und Wissenschaft einnehmen. Soviel ich verstehen kann, soll hier dem Leben eine größere Bedeutung gegenüber der Wissenschaft eingeräumt werden als dies der Rationalismus tut. Unter dem Namen *Rationalismus* werden dabei die heterogensten Dinge zusammengeworfen. Die ganze Darstellung leidet an einer offenbar gewollten Dunkelheit und Verschwiegenheit, die präzise Begriffe geflissentlich vermeidet, von der man aber den Eindruck nicht los wird, daß sie eine Not bedeutet, aus der der Verfasser eine Tugend macht. × Der neuen Auflage

seines Büchleins *Rudolf Euckens Welt- und Lebensanschauung und die Hauptprobleme der Gegenwart*. /Langensalza, Beyer/ hat Dr. Otto Siebert dankenswerterweise einen Hauptteil hinzugefügt, worin die Hauptprobleme der Gegenwart im Licht der Euckenschen Philosophie dargestellt werden. Für die Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse ist auch ein Abschnitt, der die Stellung Euckens zur Sozialdemokratie darstellt. Der Verfasser zeichnet dabei ein Zerrbild der sozialdemokratischen Bewegung, das in dieser Form wohl mehr auf seine eigene Rechnung als auf die Euckens zu setzen ist. Er unterscheidet 3 Komponenten in der Bewegung: die demokratische, die ökonomische und die politistische, wobei die soziale ganz unter den Tisch fällt, und wobei er unter der ökonomischen Bewegung die »Erhebung des wirtschaftlichen Problems zur beherrschenden Hauptkraft des gemeinschaftlichen Lebens« versteht. Hier liegt offenbar ein Mißverstehen der materialistischen Geschichtsauffassung vor. Es ist kein Wunder, daß die Euckensche Philosophie mit diesem Schema nicht in Einklang ist. Auf diese summarische Ablehnung folgt aber dann die Feststellung einer Übereinstimmung in einzelnen Punkten. In allen 3 Momenten wird schließlich doch ein brauchbarer Kern gefunden. Im ganzen bietet das Buch eine leicht verständliche Einführung in Euckens Gedankenwelt.

Psychologie / Else Stoerber-Damm

× **Psychopathologie** Während man die Psychologie als die Wissenschaft von den normalen Bewußtseinsvorgängen definieren kann, kann man die Psychopathologie als die Wissenschaft von den krankhaften Bewußtseinsvorgängen bezeichnen. Dadurch daß wir die krankhaften Bewußtseinsvorgänge als solche erkennen, wird uns das Verständnis für die normalen Bewußtseinsvorgänge häufig erleichtert. Die allgemeine Psychopathologie behandelt in ihrem allgemeinen Teil die Symptome geistiger Erkrankung, wohingegen die spezielle Psychopathologie Krankheitsbilder entwirft, die von rein medizinischem Interesse sind. Psychologie und Psychopathologie stehen in Wechselbeziehung zu einander, und man spricht daher auch von einer psychopathologischen Methode in der Psychologie. Bei den pathologischen Fällen macht die Natur gleichsam Experimente für uns, wodurch unser Verständnis für

die normalen geistigen Funktionen wesentlich gefördert wird. Am meisten lernen wir aus solchen Fällen, bei denen nur eine Komponente des Seelenlebens verändert ist, weil hier leichter erkennbar wird, was im normalen Seelenleben undeutlicher bleibt, da nämlich die Intensität der veränderten Komponente ungleich stärker auftritt. Andererseits ist auch der Ausfall einer Komponente von größtem Interesse, da uns der Vergleich mit dem entsprechenden normalen Phänomen darauf führt diese Komponente als Bestandteil des betreffenden Komplexes im normalen Seelenleben zu bemerken. Trotz der weitestgehenden Bedeutung der Psychopathologie für die Psychologie sind bis jetzt die Pathologen zu wenig Psychologen, und die Psychologen zu wenig Pathologen.

Sehen wir uns nun einige krankhafte Phänome näher an. Da ist zum Beispiel die Halluzination. Ist bei der Halluzination eine wirkliche reale Wahrnehmung vorhanden? Nein, es handelt sich hier um rein individuelle Erscheinungen, die durch psychische Anomalien des auffassenden Subjekts bedingt sind. Das Individuum hat dabei die positive Überzeugung, daß es sich um eine wirkliche Wahrnehmung handelt. Die Kranken sprechen sich auch in diesem Sinn positiv aus, sie erzählen von Bildern und Stimmen, bei weitem seltener von Geruchs- und Geschmackswahrnehmungen. Während die Gesichts- und Gehörshalluzinationen oftmals einen angenehmen Charakter haben können, sind die Geschmacks- und Geruchshalluzinationen fast immer unangenehmer, quälender Natur. Gesteigert wird die Disposition zu Halluzinationen durch Gemütsbewegungen und Erschöpfungszustände. Hierher gehören zum Beispiel die Halluzinationen vor dem Einschlafen, unter denen viele Kranke schwer zu leiden haben. Der Eintritt der Halluzination wird weiter durch künstliche Reizung begünstigt, beispielsweise durch Intoxikationen, wie durch Kokain oder durch Belladonna usw. Durch ganz gewöhnliche Sinnesreize kann bei bestehender Disposition der Eintritt der Halluzination gesteigert werden. In gewissen Fällen kann durch Verschließen der Augen oder Verstopfen der Ohren die Halluzination aufgehoben werden, während dagegen bei anderen Fällen gerade durch diesen Vorgang die Halluzinationen begünstigt werden. Bei halluzinierenden Kranken mit Delirium tremens haben wir auch häufiger Hallu-

zinationen im Gebiet des Hautsinns. Diese Kranken haben zum Beispiel die Empfindung, als ob Spinnen über ihre Haut liefen oder die Empfindung von Ameisenhaufen. Bisweilen klagen auch die Kranken über elektrische Ströme, die den Körper durchziehen. Halluzinationen des Gedächtnisses kommen meist bei paranoischen Kranken vor, die an Größensideen leiden. Die Kranken fabulieren oft die abenteuerlichsten Phantasien zusammen und erzählen mit überraschend ausführlichen Details und genauen Zeitangaben. Meist haben wir es dann mit Paranoikern zu tun, die unter Verfolgungsideen und Größensideen zu leiden haben. Nach der Theorie soll die Halluzination rein zentral bedingt sein, ohne daß in den peripherischen Sinnesleitungen irgendein ursächlicher Reiz nachweisbar wäre. Aber in sehr vielen Fällen kann auch die exakteste Untersuchung nicht feststellen, ob nicht doch irgendein pathologischer Prozeß im Mittelohr oder in der Retina und im Sehnerven sich abspielt, der die wirkliche Ursache der Sinnestäuschung ist.

Der Halluzination eng verwandt ist die Illusion. Während die Halluzination für den Patienten sinnliche Wahrnehmung ist, die ohne äußern Reiz bedingt ist, beruht die Illusion auf sinnlicher Wahrnehmung, die aber vom Kranken falsch aufgefaßt wird. An und für sich sind die Illusionen nicht pathologisch. Fast jeder Mensch ist ihnen ab und zu unterworfen, besonders solche mit starker Phantasie neigen sehr dazu. Im Abenddunkel wird zum Beispiel ein alter Baumstamm häufig für einen Menschen gehalten; erst beim Näherkommen überzeugt man sich von der Täuschung. Eine pathognomische Bedeutung gewinnen die Illusionen erst dann, wenn diese Trugwahrnehmungen nicht mehr korrigiert, nicht als Illusionen erkannt werden. Am schärfsten läßt sich die Illusion von der Halluzination beim Gesichts- und beim Gehörssinn scheiden. So hielt eine melancholische Kranke das Pfeifen der Eisenbahnlokomotive für das Schreien ihrer Kinder, die ermordet würden. Das Rollen des Lastwagens wurde von ihr als Donner gehört. Illusionen des Gesichts treten von allen Illusionen bei weitem am häufigsten auf. Sie zeigen sich vorzugsweise bei solchen akuten Kranken, bei denen starke Erregung mit einem gewissen Grad von Bewußtseinstörung vorhanden ist. Sie sind fast immer das Zeichen einer vorhandenen Bewußtseinsstörung. Eine Art

der Gesichtszurückbildung ist besonders bezeichnet worden: die Personenverwechslung oder Personenverkenntnis. Kranke mit dem Symptom der Personenverkenntnis glauben im Mitkranken ihre Anverwandten oder andere bestimmte Personen, Fürsten, Spione, Feinde zu erkennen, während sie oft ihre eigenen Angehörigen nicht als solche anerkennen wollen und behaupten, sie wären nur maskiert oder verkleidet oder hätten die Gesichter ihrer Anverwandten nur angenommen. Welches sind die Faktoren, die die Illusion begünstigen, die eine Abschreckung des objektiven Elements zur Folge haben? Dahin gehört zunächst die Undeutlichkeit des Sinnesindrucks. Manche Deliranten verarbeiten nur aus einer bestimmten größeren Entfernung einen Sinnesindruck zu einer Illusion; veranlaßt man sie aber sich dem die Illusion auslösenden Objekt zu nähern, so schwindet die Illusion. Der Eindruck wird objektiv aufgefaßt. Bei Alkoholdeliranten sieht man auch weiter die mangelnde Aufmerksamkeit als Ursache der Illusion auftreten. Sobald es uns gelingt ihre Aufmerksamkeit scharf auf den Sinnesindruck zu richten, verschwindet auch die Illusion. Endlich wird auch eine Abschwächung des objektiven Elements durch kurze Dauer des Eindrucks herbeigeführt. Das Gemeinsame in diesen Faktoren läßt sich leicht herausfinden: Sie tragen alle dazu bei differente Züge übersehen zu lassen und hierdurch das Auftreten einer Illusion zu begünstigen.

Ein merkwürdiges Rätsel geben uns Kranke auf, die weder spontan sprechen noch auf Fragen antworten. Es handelt sich hier meistens um verschiedene Arten der Aphasien, zu deren Verständnis Broca nicht wenig beigetragen hat. Broca fand im Jahr 1861, daß Zerstörung der dritten linken Stirnwindung mit Sprachlosigkeit verbunden ist, während die übrigen psychischen Funktionen dabei völlig intakt bleiben können. Brocas Behauptung fand zunächst viel Widerspruch, da man nämlich auch Sprachstörungen bei Zerstörungen anderer Gehirnteile auftreten sah. Wernicke stellt der Brocaschen Sprachstörung eine andere Art von Sprachstörung gegenüber, die darin besteht, daß bei noch vorhandener Fähigkeit willkürlich zu sprechen das Sprachverständnis aufgehoben ist. Er fand bei dieser Sprachstörung die erste Temporalwindung affiziert. Bei der Brocaschen Störung ist also das Verständnis der Worte erhalten,

die Fähigkeit zu sprechen aufgehoben; bei der Wernickeschen die Fähigkeit zu sprechen erhalten, das Verständnis der Worte aufgehoben. Die Brocasche Störung bezeichnet man als motorische, die Wernickesche als sensorische Sprachstörung. Nun kommen natürlich noch andere Ursachen als Störung in Betracht, auf die hier einzugehen aber zu weit führen würde.

Nach den Störungen der Sprache wenden wir uns denjenigen Störungen der Erinnerung zu, die man als Amnesie bezeichnet. Unter Amnesie versteht man Aufhebung der Fähigkeit zur Reproduktion von Vorstellungen. Die Amnesie ist ein Gedächtnisdefekt, der sich nur auf einen bestimmten, oft scharf umschriebenen Zeitraum erstreckt, während der übrige Gedächtnisinhalt intakt bleibt. Die Amnesie ist eins der wichtigsten Kriterien der Bewußtlosigkeit und daher in forensischer Beziehung von großer Bedeutung. Angeklagte behaupten oft von ihrem Vergehen nichts mehr zu wissen. Der Angeklagte kann lügen; es ist aber auch möglich, daß wirklich Amnesie für die Zeit der kriminellen Tat besteht, und es ist Sache des Psychiaters dies dem Richter einwandfrei nachzuweisen. Näheres siehe darüber bei Lipmann *Die Spuren interessebetonter Erlebnisse und ihre Symptome* (Leipzig, Barth). Herabgesetzte Konzentrationsfähigkeit in den Dämmerungszuständen ist jedenfalls für manche Zeitabschnitte im wesentlichen auf eine allgemeine Herabsetzung der psychischen Leistungsfähigkeit zurückzuführen, während bei Epileptikern in diesen Zuständen eine abnorme Inanspruchnahme durch die starken Organempfindungen besteht. Die Dämmerungszustände bewirken Änderungen auf dem Gebiet der Reproduktion der Vorstellungen, indem sich nämlich die Konstellation der Bewußtseinsinhalte ändert, wodurch einerseits Amnesien, andererseits Verkenntnissen entstehen. Völlige Amnesie besteht vor allem nach jedem typischen epileptischen Krampfanfall für die Zeit des Anfalls, also auch für den Anfall selbst. In seltenen Fällen tritt retrograde Amnesie ein, die sich meist nur auf wenige Stunden vor dem Anfall, aber auch weiter ausdehnt. Hochinteressante Fälle führt uns Professor Freud — dessen Sexualtheorie in dieser Rundschau (1910, 3. Band, pag. 1304 ff.) bereits behandelt wurde — in seiner Arbeit *Über Psychoanalyse* (Wien, Deuticke) vor. In genialer Weise gibt er uns Aufschlüsse

über dies äußerst schwierige Gebiet. Es sei mir gestattet hier etwas näher darauf einzugehen.

× **Freuds Psychoanalyse** ×
 Freud führt uns zunächst einen Fall der Hysterie vor, eine Krankheit, die dem Psychiater oft Rätsel aufgibt. Hier handelt es sich um ein 21jähriges hysterisches Mädchen, ein Fall von Dr. Breuer, deren Krankheit nach dem Tod ihres Vaters auftrat, den sie mit großer Liebe und Hingebung gepflegt hatte. Es traten Lähmungserscheinungen ein. Störungen des Sehvermögens, eine Herabsetzung des Sprachvermögens, Zustände von Abwesenheit, Verworrenheit, Delirien, Ekel vor Nahrungsaufnahme und einmal durch mehrere Wochen eine Unfähigkeit zu trinken, trotz quälenden Durstes usw. Ein organisches Leiden war nicht vorhanden; es war aber aufgefallen, daß die Kranke in ihren Zuständen von Absenz einige Worte vor sich himmurmelte, die ihr Denken zu beschäftigen schienen. Breuer versetzte nun das Mädchen in eine Art Hypnose und sagte ihr jene von ihr gemurmelten Worte vor, und wirklich knüpfte die Kranke daran an. Es waren poetische Phantasieen, die das Krankenbett ihres Vaters zum Ausgangspunkt nahmen. Hinterher fühlte sie sich wie befreit durch diese Aussprachen. Die Patientin selbst, die merkwürdigerweise um diese Zeit ihres Krankseins nur englisch sprach, gab dieser neuartigen Behandlung den Namen *talking cure* oder bezeichnete sie scherzhaft als *chimney-sweeping*. Es ließen sich auch Leidenssymptome zum Verschwinden bringen, wenn in der Hypnose unter Affektäußerung erinnert wurde, bei welchem Anlaß und kraft welches Zusammenhangs diese Symptome zuerst aufgetreten waren. »Es war im Sommer eine Zeit intensiver Hitze gewesen, und Patientin hatte sehr arg durch Durst gelitten, dann, ohne einen Grund angeben zu können, war ihr plötzlich unmöglich geworden zu trinken. Sie nahm das ersehnte Glas Wasser in die Hand, aber sowie es die Lippen berührte, stieß sie es weg wie ein Hydrophobischer. Dabei war sie offenbar für die paar Sekunden in einer Absenz. Sie lebte nur von Obst, Melonen und dergleichen, um den qualvollen Durst zu mildern. Als das etwa 6 Wochen gedauert hatte, räsionierte sie einmal in der Hypnose über ihre englische Gesellschafterin, die sie nicht liebte, und erzählte dann mit allen Zeichen des Ab-

scheus, wie sie auf deren Zimmer gekommen sei, und da deren Hund, das eckelhafte Tier, aus einem Glas getrunken habe. Sie habe nichts gesagt, denn sie wollte höflich sein. Nachdem sie ihrem steckengebliebenen Ärger noch energisch Ausdruck gegeben, verlangte sie zu trinken. Trank ohne Hemmung eine große Menge Wasser und erwachte aus der Hypnose mit dem Glas an den Lippen. Die Störung war damit für immer verschwunden.« Dr. Breuer forschte nun planmäßig allen ernstest Leidenssymptomen weiter nach und fand alle Symptome als Niederschläge, Reste von affektvollen Erlebnissen, die später *psychische Traumata* genannt wurden. Sie waren, wie das Kunstwort lautet, durch die Szenen, deren Gedächtnisreste sie darstellten, determiniert und brauchten nicht mehr als willkürliche oder rätselhafte Leistungen der Neurose beschrieben zu werden. Professor Freud machte bei seinen Patienten die selben Erfahrungen, nämlich, daß seine Kranken an Reminiszenzen litten. Freud selbst machte weitere mühselige Versuche zur Weckung der Reminiszenzen unter Fortlassung der Hypnose und fand es bestätigt, daß die vergessenen Erinnerungen nicht verloren gegangen waren sondern nur durch einen krankhaften Zustand, einen »Widerstand«, gehindert wurden, der durch eine Verdrängung der Vorstellungen bedingt worden war. Innerlich hatte ein Konflikt widerstreitender Seelenkräfte stattgefunden, deren Ergebnis eine Verdrängung mit neuer Gruppierung war. Durch die Hypnose einerseits und durch Freuds geschickte Fragestellung andererseits war der Widerstand gebrochen, und das Verdrängte wieder der bewußten Seelentätigkeit zugeführt worden.

Um hinter den Inhalt des verdrängten Komplexes zu kommen, ist es gut den Kranken reden zu lassen, was er will, denn es wird doch schon in indirekter Weise in Beziehung zum Komplex stehen. Um eine rasche Kenntnis von ihm zu erhalten, kann man sich auch des Assoziationsexperimentes bedienen, wie es die Züricher Schule, Bleuler, Jung, ausgebildet haben. Assoziationsversuche werden zum Beispiel in folgender Weise angestellt: Man setzt ein Schema beliebiger Worte auf, die zur Prüfung geeignet erscheinen. In einem stillen und möglichst kalten Zimmer, wo nichts die Aufmerksamkeit des zu Untersuchenden ablenkt, nimmt der Kranke den Arzt gegenüber Platz, und nun werden ihm

jene Reizworte der Reihe nach zugehört, worauf er die Assoziation, die ihm jedesmal zuerst einfällt, sofort zu sagen hat. Alles, Reizwort und Assoziation, wird sogleich notiert. In etwa 4 Wochen macht man einen 2. Versuch und notiert beide Male genau die erzielten Reaktionen und berechnet dann jene Ziffer, die wir *Assoziationsweite* nennen, das ist diejenige Prozentzahl, die angibt, wieviel verschiedene Reaktionen (Assoziationen) auf 100 verschiedene Reizworte kommen. Bei sehr intelligenten und gebildeten Leuten rufen jene 100 Reizworte beim 1. Versuch fast immer 95 bis 100 verschiedene Assoziationen hervor, bei weniger Intelligenten und Schwachsinnigen wiederholen sich bereits jetzt öfter die selben Reaktionen. Beim 2. Versuch mit den selben Reizworten tritt dann der Unterschied in dem Reichtum des Vorstellungsschatzes deutlich zutage. Der bedeutende Mensch wird jetzt nicht auf die Assoziationen zurückzugreifen brauchen, die er beim 1. Versuch produzierte sondern neue Reaktionen bringen. Der Schwachsinnige dagegen wird in mehr oder weniger hohem Grad die Assoziationen des 1. Versuchs wiederholen. Im allgemeinen dürfte die Assoziationsweite eines erwachsenen Menschen mit etwa 80 bis 90 % anzunehmen sein. Sinkt die Zahl unter 70 %, so muß umso eher der Verdacht des Pathologischen entstehen, je höher der Bildungsgrad des Untersuchten war. Bei einer Assoziationsweite von 60 % und weniger kann kein Zweifel mehr an deren pathologischer Bedeutung bestehen. So liefert der Assoziationsversuch auch gleichzeitig eine Intelligenzprüfung.

Nach dieser Abschweifung wenden wir uns wieder unserer Freudschen Psychoanalyse zu. Ein gutes Hilfsmittel der Psychoanalyse ist die Deutung der Träume des Patienten und die Verwertung seiner Fehl- und Zufallshandlungen. Näheres darüber bei Freud *Der Wahn und die Träume in W. Jensens Gradiva* (Wien, Deuticke). Die Traumarbeit ist ein Spezialfall der Einwirkungen verschiedener seelischer Gruppierungen auf einander, und sie scheint in allem wesentlichen identisch mit jener Entstellungsarbeit, die die verdrängten Komplexe bei mißglückender Verdrängung in Symptome verwandelt. Man kommt durch sie zur Kenntnis der verdrängten Wünsche des Patienten. Dieses Arbeiten des Psychoanalytikers, wie Freud einer ist, der zur Klärung der

pathologischen Seelenzustände beiträgt, ist sehr mühsam, und wir müssen jedes Ergebnis mit Freuden begrüßen.

× **Kurze Chronik** Professor Karl Groos, bisher in Gießen, folgt einem Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie nach Tübingen. × In Breslau ist innerhalb des Lehrervereins eine pädagogisch psychologische Arbeitsgemeinschaft ins Leben getreten, der etwa 20 Mitglieder angehören. Vorsitzender ist der Lehrer E. Hylar, wissenschaftlicher Beirat Professor W. Stern. In Angriff genommen wurde zunächst das Thema der *Intelligenzprüfung*.

× **Literatur** In das kriminalpsychologische Gebiet führt uns Erich Wulffen in seiner Analyse von *Gerhart Hauptmanns Dramen* (Berlin, Langenscheidt). Heute muß auch der literarische Kritiker naturwissenschaftlich-psychologisch geschult sein, denn es ist auffällig, wie häufig sich die Dichter jetzt mit pathologischen Geisteszuständen befassen: Auch Gerhart Hauptmann hat nach Wulfvens Meinung typisch pathologisch veranlagte Menschen dargestellt, so den Alkoholabstinenten Loth in *Vor Sonnenaufgang* und das in seinen Fieberträumen halluzinierende Hannele. Im übrigen bietet das vortreffliche Büchlein eine Fülle von Anregungen, wie sie Erich Wulffen ja auch in seiner Shakespeareanalyse *Shakespeares große Verbrecher* (Berlin, Langenscheidt) in reichster Weise seinen aufmerksamen Lesern bietet. Vermittelst der neuesten Forschungsmethoden leuchtet er in die verborgensten Winkel der Seele eines Richard III., Macbeth, der Lady Macbeth, eines Othello und Jago. Die geistreiche Sexualanalyse, die Wulffen an der Hand Shakespeares vornimmt, verdient das größte Interesse. × *Das Pathologische in der modernen Kunst* (Heidelberg, Winter) sucht Willy Hellpach seinen Lesern näherzubringen. Der Versuch ist sehr interessant: Er scheidet das Pathologische streng von dem Kunstwidrigen, Unkünstlerischen, mit dem es häufig verwechselt worden ist. Er führt uns in die verschiedensten Kunstgebiete der Architektur, Landschaftsmalerei, Figurenmalerei, Plastik usw. Eine stark psychopathische Note findet Hellpach in den Schwarzweißkünsten, als deren charakteristischsten Vertreter er *Fidus*

nennt. Über die Verkettung des Pathologischen mit dem Tragischen macht unser Autor sehr interessante Beobachtungen, und er läßt uns einer Fortsetzung seines geistreichen Essays mit Erwartung entgegensehen. × Im Verlag von Barth in Leipzig ist ein Büchlein *Die Lehren Franz Joseph Galls* von August Froriep erschienen. Froriep wird in seinem höchst interessanten Vortrag dem bekannten Anatomen Franz Joseph Gall in jeder Weise gerecht, indem er ihn aus seiner Zeit heraus zu begreifen sucht und ihm in der Geschichte der Anatomie die richtige Stelle anweist. Sein Verdienst, nämlich die Entdeckung, daß in der ganzen grauen Substanz der Großhirnrinde die Psyche ihr Organ besitzt, bleibt ungeschmälert, wenn auch seine Phrenologie nach dem heutigen Stand der Wissenschaft als überwunden betrachtet werden kann. × Eine Beilage zu den *Vierteljahrsberichten des Wissenschaftlich-humanitären Komitees* bringt einen Vortrag Willi Dittrichs *Entstehung und Bedeutung der öffentlichen Meinung über die Homosexuellen*. An der Hand der Geschichte weist Dittrich nach, daß die Tradition der Kirche mit ein Hauptgrund zur Schaffung des ominösen § 175 geworden ist, der für die konträr sexuell Veranlagten so verhängnisvoll geworden ist. × Eine ausgezeichnete Broschüre *Über den Wunderglauben* bringt der *Deutsche Arbeiterabstinentenbund* von dem bekannten Dr. med. Wilhelm Wünsch heraus. Auf dem Boden der Naturwissenschaft stehend macht Wünsch sehr feine Beobachtungen, die auf Fälle der Beobachtung in seiner eigenen ärztlichen Praxis beruhen. × Von der pädagogischen Literaturgesellschaft *Neue Bahnen* ist Wilhelm Wundts *Einführung in die Psychologie* /Leipzig, Voigtländer/ veröffentlicht worden. Es ist ein ganz vortreffliches Buch, das auch den weiteren Kreisen eine ausgezeichnete Einführung in die Grundgedanken der experimentellen Psychologie bietet. Mit Hilfe eines kleinen Instruments, des Metronoms, macht uns Wundt in bündiger, präziser Weise die Hauptprobleme der Psychologie anschaulich: Bewußtsein, Aufmerksamkeit, Assoziation, Apezeption und die schwierigen Gesetze des Seelenlebens. Der Leser fühlt sich lesend mittätig aufs trefflichste in das so schwierige Gebiet der Experimentalpsychologie eingeführt, und noch dazu von seinem berufensten Vertreter. × In

seiner Studie *Zur Lehre vom Gemüt* liefert der Greifswalder Philosoph Professor Dr. J. Rehmknecht /Leipzig, Dürr/ einen wertvollen Beitrag zu diesem schwierigen Problem, zu dessen Studium allerdings die Kenntnis des *Lehrbuchs der allgemeinen Psychologie* des Verfassers Voraussetzung ist. × Ferner möchte ich auch noch auf das Buch A. S. Thoenes *Die Mechanik des Seelenlebens in ihren Grundlinien gezeichnet* /Bonn, Hauptmann/ hinweisen, das in seiner Mannigfaltigkeit und auf streng geschichtlicher Basis stehend manches Wertvolle bietet. × Eine besonders wichtige Publikation stellen die *Gesammelten Werke* des jetzt toten P. J. Möbius dar /Leipzig, Barth/. Sie beginnt mit der Arbeit *Rousseau*, die für den Psychologen und den Mediziner wie für den Laien in gleichem Grad anziehend ist und uns den Verfasser der *Confessions* in einem ganz neuen Licht erscheinen läßt. Die folgenden Bände bringen die *Pathographien Goethe, Schopenhauer und Nietzsche*, dann *Im Grenzlande* und *Franz Joseph Gall*. Mit der *Anlage zur Mathematik* (einer der anfechtbarsten Arbeiten) schließt vorläufig das Werk. Eine Fortsetzung wäre sehr erwünscht, da in solch einer Gesamtausgabe doch gerade die bekanntesten Arbeiten, die auch am meisten der Kontroverse unterliegen, wie *Über Kunst und Künstler* und *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*, unter keinen Umständen fehlen dürfen.

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Geschichtsphilosophie Die letzte sozialwissenschaftliche Rundschau (1911, 3.

Band, pag. 1561 ff) referierte am Leitfaden der interessanten Abhandlung Rickerts *Geschichtsphilosophie* über die dort eingehend entwickelte Charakteristik des geschichtswissenschaftlichen Verfahrens als eines im Gegensatz zu der generalisierenden und klassifizierenden Art der Naturwissenschaften vornehmlich individualisierend beschreibenden. Wenn die Beschreibung und Untersuchung des physiologischen Artcharakters der menschlichen Gattung in den Aufgabenkreis der Biologie fällt, und wenn die Psychologie jen Artcharakter und die Gesetze der geistig seelischen Bewußtseinsvorgänge an Lobewesen dieser speziellen Art untersucht, kommt für die sozialgeschichtliche Betrachtung der Mensch nicht als bloßes Exemplar der menschlichen Gattung sondern vielmehr immer schon als Glied besonderer, im

Lauf von Generationen herausgebildeter Verbände, als Glied von Stämmen und Staaten in Betracht, in denen der Lebensprozeß der einzelnen: Fortpflanzung, Produktion und Konsum, materielle und sonstige Bedürfnisbefriedigung, Art und Spielraum der Zwecksetzung gewissen gesellschaftlichen Ordnungen und Institutionen unterworfen ist. Erst in solchen dauernden Verbänden — eine so große Rolle in ihnen Gewalttat und brutalster Egoismus spielen — hat die menschliche Natur, haben die in ihr gesetzten Anlagen und Kräfte, denen durch das gesellschaftlich geordnete Dasein immer neue Anreize, Mittel, Wirkungsmöglichkeiten zugeführt werden, das Wunderwerk einer aufsteigenden kulturellen Entwicklung realisieren können. Aber wenn die in wechselweisem friedlich kriegerischem Kontakt herausgebildeten staatlich organisierten Gesellschaften nach Entwicklungsmerkmalen (vor allem nach Entwicklungsmerkmalen ihrer wirtschaftlichen Struktur und Technik) sich vergleichen und unter solchen Gesichtspunkten innerhalb gewisser Grenzen klassifizieren lassen, kommt einem klassifizierenden Verfahren bei Betrachtung der Gesellschaften, in denen sich die Kultur entwickelt, doch bei weitem nicht jene dominierende Bedeutung wie in den naturwissenschaftlichen Disziplinen zu. Einerseits besteht der Unterschied, daß hier die Merkmale, auf denen sich Klassifikationsversuche aufbauen — wie das klassische Beispiel der materialistischen oder ökonomischen Geschichtsauffassung evident bestätigt. —, die Beziehung auf Maßstäbe einer kulturell fortschreitenden Entwicklung, also eine den Naturwissenschaften im Prinzip fremde *Wertbeziehung* einschließen; und andererseits ist klar, daß sich das wissenschaftliche Interesse am gesellschaftlichen Leben in der klassifizierenden Einreihung der Gesellschaften in eine Stufenfolge allgemeiner Entwicklungstypen natürlich nie erschöpfen kann. Gesellschaften, die in gewissen Merkmalen — sagen wir beispielsweise in der kapitalistischen Struktur ihres Wirtschaftsprozesses und in dem Entwicklungsstand ihrer maschinellen Technik — übereinstimmen, also dem selben ökonomischen Typus zuzurechnen sind, weisen in anderer gleichfalls unser Interesse in Anspruch nehmender Hinsicht, zum Beispiel in ihrer politischen Verfassung, in den Gruppierungen ihres Parteiwesens, in der Stellungnahme gegenüber den von der religiösen Tradition überlieferten Vorstellungen usw. tiefgrei-

fende Unterschiede auf und verlangen so, in all diesen verschiedenen Beziehungen, notwendig eine individualisierende Beschreibung. Noch mehr: Wenn eine nach wirtschaftlichen Merkmalen klassifizierende Betrachtung darauf hinweisen kann, daß im Wirtschaftsprozeß der modernen Gesellschaften offenkundig ein enger und notwendiger Zusammenhang zwischen der spezifischen Art der Produktion und Verteilung auf der einen und der spezifischen Art des technischen Verfahrens auf der andern Seite (naturwissenschaftlich entwickelte Technik der Kooperation) besteht, läßt sich ein solcher enger Parallelismus dieser Momente bei früheren Gesellschaftsbildungen nicht überall in gleicher Weise konstatieren. Mit Recht hat man hervorgehoben, daß Gesellschaften mit wesentlich gleicher Produktionstechnik doch in ihren Eigentums- und Verhältnissen (Feudalismus) weitgehende Unterschiede zeigen. So bedeutungsvoll für den Versuch einer die sozialen Formationen nach Entwicklungsmerkmalen vergleichenden klassifizierenden Betrachtung der in der materialistischen Geschichtsauffassung im Prinzip gegebene Hinweis auf die Beziehung der Eigentumsverhältnisse zu den Produktionsverhältnissen und dem Entwicklungsgrad der *produktiven Kräfte* ist, und so offenkundig zwischen diesen Momenten des wirtschaftlichen Gesamtprozesses immer irgendein Verhältnis wechselseitigen Angepaßtheits existieren muß, läßt die Notwendigkeit solcher Anpassung doch vielfach einen Spielraum für so mannigfache Kombinationen offen, daß ein durchgängiges einfaches Determiniertsein der Eigentums- und Produktionsverhältnisse durch den jeweiligen Artcharakter der Technik, auf Grund dessen also ein klassifizierendes Verfahren von dieser auf jene in allen historischen Phasen mit Sicherheit zurückschließen dürfte, nicht behauptet werden kann.

Indessen, welche Schwierigkeiten auch in dieser Hinsicht bestehen mögen, und so gewiß nicht nur etwa die historisch bedeutsamen Aktionen hervorragender Individuen, sondern auch die jeweils gegebenen sozialen Zustände und Massenbewegungen eine im Rickertschen Sinn individualisierende, überall auf das Besondere eingehende Betrachtung erheischen, so gewiß kann auf der andern Seite sozialgeschichtliche Wissenschaft nicht restlos in bloß individualisierender Betrachtung aufgehen. Ohne vergleichende Unterscheidung der Gesellschaft mit Be-

ziehung auf gewisse, ihren Lebensprozeß (vornehmlich ihren wirtschaftlichen Lebensprozeß) charakterisierenden Entwicklungsmerkmale — und jede solche Vergleichung strebt irgendwie einer Aufstellung von allgemeinen Typen zu — würde die individualisierende Beschreibung einer bestimmten Gesellschaft in einem bestimmten geschichtlichen Zeitalterschnitt selbst nicht möglich sein. Wie will man beispielsweise das deutsche Wirtschaftsleben der Gegenwart individualisierend in seiner Besonderheit beschreiben, wenn man dabei nicht schon von vornherein stillschweigend voraussetzt, daß dieser wirtschaftliche Prozeß im Unterschied zu früheren Perioden eine spezifische Formbestimmtheit — die kapitalistische, die ihm mit dem Wirtschaftsprozess anderer moderner Gesellschaften als grundlegendes Artmerkmal gemein ist — besitzt? Woher anders als aus der Konstatierung dieses allgemeinen Artmerkmals und der in ihm begrifflich mit-enthaltenen Bestimmungen könnte eine individualisierende Beschreibung, die mehr als ganz zusammenhanglos aufgegriffene Notizen geben soll, ihre orientierenden Gesichtspunkte schöpfen?

Weiter: Die Reflexion auf diese Formbestimmtheit führt, auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften, zu Aufgaben, die in ihrem Kern schlechterdings und in keiner Weise mehr durch Methoden individualisierender Betrachtung sondern nur durch ein analysierendes, auf Erneuerung genereller Bestimmungen und Gesetze gerichtetes Verfahren zu lösen sind. Als ein notwendiges Glied sozialwissenschaftlicher Untersuchung ergibt sich so bei der Betrachtung der höchstentwickelten modernen Gesellschaftsformationen, die von allen anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen durch ihre logische Struktur grundlegend unterschiedene, in ihren letzten Tendenzen auf wirklich systematische Erkenntnis abzielende theoretische Nationalökonomie. Sie will unter einheitlichen Gesichtspunkten und im methodischen Zusammenhang das vielverschlungene komplizierte Wesen jenes wirtschaftlichen Gesamtprozesses, in dem und durch den die Glieder der modernen Gesellschaften die Gegenstände ihrer materiellen Bedürfnisbefriedigung — erlangen, zu begrifflicher Klarheit herausarbeiten. Ausgehend von der allgemeinsten und einfachsten Formbestimmung dieses Prozesses, daß er Prozeß ist, in dem die Güterproduktion sich als Produktion für den Austausch (im Austausch nutzbringend zu veräußernden Waren) vollzieht, hat sie in systemati-

chem Fortgang seine nähere Formbestimmtheit zu entwickeln; und dann nach der Fixierung dieser seiner nähern Formbestimmtheit (daß er nämlich Prozeß ist, in dem jene Produktion für den Austausch sich zugleich als Produktion im Marktverkehr der Käufer und Verkäufer preisbestimmter Waren, und zwar in Arbeitsprozessen vollzieht, in denen die warenproduzierende Arbeit im Taglohn gemietet, unter der Kontrolle ihrer Mieter kooperierender Arbeiter ist) die allgemeinen Gesetze darzulegen, denen der Gesamtprozeß in dieser seiner näher bestimmten Form mit tendenzieller Notwendigkeit unterworfen sein muß. Der Ausgangspunkt für eine solche weitere Untersuchung ist in dem von vornherein evidenten Doppelsatz gegeben, daß — welches immer die jeweils im Marktverkehr bestimmten Warenpreise, welches jeweils der durchschnittliche (zum Kauf der notwendigen Lebensmittel zu den jeweils bestimmten Preisen hinreichende) Taglohn, die durchschnittliche Arbeitszeit und der als Quotient dieser beiden Größen bestimmte durchschnittliche Lohnsatz (Stundenlohn) sei — die nach dem jeweils branchenüblichen Produktionsverfahren mit dem dabei durchschnittlich erforderlichen Arbeitsaufwand von den Lohnarbeitern produzierten, im Marktverkehr jeweils preisbestimmten Waren zu diesen ihren Preisen jedenfalls der Regel und Tendenz nach nutzbringend, für die Veranstalter der Arbeitsprozesse nutzbringend, veräußerlich sein müssen (weil andernfalls die Veranstaltung solcher Arbeitsprozesse zwecklos, der Prozeß selbst also von vornherein unmöglich wäre); und daß ferner, bei Unterstellung freier Konkurrenz, das interessierte Verhalten der überall nach möglichst hohem Nutzen beim Veräußern strebenden Veranstalter tendenziell darauf hinwirken muß die Veranstaltung solcher Arbeitsprozesse in den verschiedenen Branchen gleichmäßig lohnend zu machen. Wie diese nicht dogmatisch postulierte sondern aus der Formbestimmtheit des Prozesses analytisch deduzierbare Doppelbestimmung in der Tat einen allgemeinen Obersatz liefert, von dem aus, unter Hinzuziehung anderer gleichfalls analytisch nachweisbarer Bestimmungen, der Komplex der den Wirtschaftsprozess im Rahmen jener Formbestimmtheit spezifisch regelnden Gesetze systematisch abgeleitet werden kann (ich meine die Gesetze, denen die Warenpreise, ihr Verhältnis zum durchschnittlichen

Lohnsatz und zu der in ihrer Produktion gesellschaftlich notwendig verausgabten Arbeitszeit; denen die Durchschnittsprofitrate der als Kapital fungierenden Geldsummen; denen das Verhältnis von Arbeitsleistung und Entgelt; denen die Länge des Arbeitstags und die Verteilung des Gesamtprodukts unter die in dem Prozeß zusammenwirkenden Klassen von Funktionen unterworfen sind), ist hier nicht näher nachzuweisen. Worauf es ankam, war nur die allgemeine Hindeutung, daß, wie das individualisierende Verfahren auf dem Gebiet der historisch sozialen Wissenschaften ein nach Entwicklungsmerkmalen vergleichendes und klassifizierendes als Komplement verlangt: daß so dies klassifizierende Verfahren, indem es die Kategorie kapitalistische Wirtschaftsweise als Artmerkmal zur Charakteristik der modernen Gesellschaften verwendet, damit auf einen Begriff stößt, der ein systematisch theoretisches Verfahren, das aus der Formbestimmtheit dieses Wirtschaftsprozesses notwendige Gesetze abzuleiten vermag, zu seinem Verständnis erfordert. Auf einen Begriff, der in seiner logischen Struktur gewisse Analogieen zu dem aufweist, was Rickert in den Naturwissenschaften generalisierende, auf Formulierung von Gesetzen gerichtete Begriffsbildung nennt.

Indessen stehen diese Ausführungen mit Rickerts allgemeinem Standpunkt, da er für die sozialgeschichtlichen Wissenschaften nur die grundsätzliche Bedeutung der individualisierenden Betrachtungsweise hervorhebt, aber keineswegs auf diesem Gebiet die Alleinherrschaft für sie reklamieren will, in keinem prinzipiellen Gegensatz; sie sollten nur die diesem individualisierenden Verfahren gezogenen Grenzen in einer Hinsicht deutlicher markieren. Im Prinzip wird sich auch gegen Rickerts weitere Ausführungen, daß eine über die Darstellung einzelner geschichtlicher Zeitabschnitte zur philosophischen Idee einer Universalgeschichte sich erhebende Betrachtung ohne gewisse allgemeine Gesichtspunkte und Maßstäbe des Wertens, die ja in jeder Vorstellung fortschreitender Kulturentwicklung schon mitgedacht werden, unmöglich sei, nichts einwenden lassen. Um so merkwürdiger ist es aber, daß er von hier aus zu keinem tiefern Verständnis von Marxs materialistischer Geschichtsauffassung gelangt und, unter Berufung auf das *Kommunistische Manifest*, in ihr nicht mehr als die Doktrin eines partikular-zufälligen Klasseninteresses, das seine Ziele kritik- und systemlos zum absoluten Wertkrite-

rium erhebe, erblicken will. Eine Art von Interpretation, die mit der abwägenden Behutsamkeit seiner sonstigen Betrachtungen auffällig kontrastiert. »Diese im *Kommunistischen Manifest* formulierte Geschichtsauffassung«, heißt es in seinem Aufsatz, »ist nur zu verstehen, wenn man berücksichtigt, daß die Interessen ihrer Urheber sich um den Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie drehen, und daß der Sieg des Proletariats für sie der zentrale, absolute Wert war. Weil das mit Rücksicht auf diesen Wert Wesentliche in der Gegenwart der Kampf zweier Klassen mit einander ist, so suchen sie die ganze Geschichte als eine Geschichte von Klassenkämpfen zu verstehen und sie dadurch zu einer Einheit zusammenzuschließen . . . So sind die allgemeinen Prinzipien des historischen Geschehens gewonnen, und auch die nähere Ausgestaltung wird ebenfalls durchweg von dem absoluten Wert, von dem erhofften Sieg des Proletariats über die Bourgeoisie, bestimmt. In dem gegenwärtigen Kampf ist die Hauptsache, weil das entscheidende Moment, der Kampf um die wirtschaftlichen Güter. Daher muß überall in der Geschichte das wirtschaftliche Leben die Hauptsache sein, und nach den verschiedenen Gestaltungen der Wirtschaft sind daher die Epochen der Geschichte zu gliedern, wodurch dann die *materialistische*, das heißt ökonomische Auffassung entsteht . . . Jedenfalls ist mit der Einsicht in die Wertprinzipien dieser Geschichtswissenschaft zugleich der Gesichtspunkt gegeben, von dem die Kritik auszugehen hat . . . Hauptfrage für eine solche Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung ist, ob es berechtigt ist in dem Sieg des Proletariats auf wirtschaftlichem Gebiet und somit in einem wirtschaftlichen Gut den absoluten Wert und den Sinn aller geschichtlichen Entwicklung zu erblicken.«

Wie kann der Sieg einer Klasse »absoluter Wert und Sinn aller geschichtlichen Entwicklung« sein? Die Frage stellen heißt sie zugleich verneinen. Beruhte Marx' Geschichtsauffassung auf einer derart naiven Verabsolutierung partikularer Zwecke, dann freilich hätte die Kritik, an die Rickert appelliert, von vornherein gewonnenes Spiel. Aber diese so leicht abzutrumpfende Borniertheit hat mit dem Geist der Marxischen Auffassung, wie sich im Überfluß auch durch einzelne Zitate erhärten ließe, selbstverständlich nichts gemein. Marx kam von der deutschen Philosophie, in deren geschichtsphilosophischen Ausblicken Rickert

so mächtige und zukunftsreiche Gedankenbildungen sieht. Er fiel nicht hinter sie zurück, er baute weiter. Auch ihm galt der geschichtliche Prozeß als ein Prozeß, in dem, um Kantische Wendungen zu brauchen, die gesellig-ungesellige Natur der Menschen, wesentlich durch egoistische Sonderinteressen fortgetrieben, in innerm und äußerem Kampf die gesellschaftlichen Formationen immer neuen Umbildungen unterwirft, in deren Aufeinanderfolge sich ein allmählicher Fortschritt zum Vollkommenern, zu einer Ordnung durchsetzt, in der die Menschheit alle ihre Anlagen in Freiheit wird entwickeln können. Marx lebt und webt in diesem allgemeinen, jedes geschichtlich Gegebene im Licht einer vorwärts und aufwärts strebenden Entwicklung schauenden Gedankenkreis, er bereichert und vertieft ihn, indem er von der bürgerlich politischen Verfassung, auf die der Kantische Liberalismus, den Zeitverhältnissen entsprechend, den Hauptakzent legte, zur Betrachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der treibenden Rolle, die sie im Lauf der Gesamtentwicklung spielen, fortgeht. Er gewinnt dadurch nicht nur viel tiefere und fruchtbarere Gesichtspunkte, um nach Entwicklungsmaßstäben den jeweiligen Artcharakter verschiedener Gesellschaften und den Zusammenhang sozialer Bewegungen mit diesem jeweiligen Artcharakter der Gesellschaften klarzulegen sondern auch den Standpunkt, von dem aus im geschichtlichen Gesamtzusammenhang des kulturellen Fortschritts die eminente Bedeutung, die einer sozialisierenden Umwälzung des modernen kapitalistischen Wirtschaftsprozesses durch den Klassenkampf des Proletariats zukommt, erst völlig klar zu fassen ist. Der Wert, auf den er das Geschichtliche bezieht, liegt für ihn im Unendlichen menschlichen Fortschritts zu menschenwürdigen, in der Arbeit und im Genuß, in der Entwicklung aller Anlagen menschenwürdigen Daseinsformen der Gesellschaft. Der »Sieg des Proletariats«, die von dem Proletariat zu erkämpfende Sozialisierung bedeutet ihm, so Großes er von ihr erwartet, wie alle anderen Sonderziele ein relatives, dem Ganzen der Entwicklung eingegliedertes Moment, eine Etappe auf unbegrenzter Bahn.

× **Kurze Chronik** Professor Karl Diehls Vorlesungen über *Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus* /Jena, G. Fischer/, ein Buch, das seinen Gegenstand mit Sachkunde und frei von tendenziösen Entstellungen be-

spricht, sind in neuer, die Darstellung des englischen, französischen und deutschen Sozialismus bis zur unmittelbaren Gegenwart fortführenden Auflage erschienen. × In einem vor Czernowitz Studenten gehaltenen Vortrag *Christentum und Sozialismus* /Czernowitz, Sozialwissenschaftlicher akademischer Verein/ zieht Dr. Ludo Hartmann, der freigesinnte, namentlich durch seine Arbeiten über die Zustände der spätrömischen Kaiserzeit bekannte Wiener Historiker interessante Vergleiche zwischen den sozialorganisatorischen Tendenzen des aufsteigenden Christentums und denen des modernen Sozialismus. × *Modern Socialism* /London, Harper/ nennt sich eine bereits in 3. Auflage von Ensor herausgegebene, für englische Leser geschickt zusammengestellte Kollektion von Ausführungen und Artikeln bedeutender deutscher, französischer, holländischer und englischer Sozialisten.

× **Literatur** John Henry Mackays Biographie *Max Stirner: Sein Leben und sein Werk* /Berlin, Zack/, liegt in 2. und vermehrter Auflage vor. Tatsachen, die den Lebensgang des Verfassers des *Einzigen* in wesentlicher Weise neu erhellen, sind in dem Dutzend Jahren seit dem ersten Erscheinen der Schrift nicht bekannt geworden. Noch weniger hat sich im Verhältnis des Autors zu seinem Helden etwas geändert. Die schillernden Paradoxien Stirners, die den Dogmatismus mit lauter unkritisch hingenommenen, unausgedachten, also selbst dogmatischen Voraussetzungen bekämpfen, erscheinen ihm nicht als ein witzig pikantes Spiel sondern als schöpferisch grandiose Geistesstat. Er feiert Stirner als den endgültigen »Vernichter des Christentums« und als bahnbrechendes Genie des Anarchismus. »Eine neue Epoche im Leben des Menschengeschlechts beginnt mit ihm: die Epoche der Freiheit Auf dem Grund christlicher Weltanschauung ruhen die Stützen all jener Begriffe, die die Gewalt halten; als Stirner ihnen den Boden entzog, mußten sie fallen, und mit ihnen fällt, was sie getragen So gewaltig wird dieser, verhältnismäßig eben so schnelle wie sichere unblutige Umschwung aller Lebensverhältnisse sein, daß sein unsterbliches Buch in seiner Tragweite einst nur mit der Bibel verglichen werden kann.« Soweit Stirner im Prinzip jede aufgeherrschte Autorität für sich ablehnt, ist sein Standpunkt kein anderer als der des freien Philosophierens überhaupt. Das

Eigene von Stirners *Einsigem* ist nur der Eigensinn, mit dem er das Auge vor der Kehrseite seiner *Einsigkeit* verschließt: daß er nämlich als *Einziger* zugleich auch unabtrennbar Exemplar einer allgemeinen Gattung, der Gattung *homo sapiens*, ist, die in ihren Entwicklungsmöglichkeiten auf Formen der Gesellschaft angewiesen ist, und daß kein einziger sein Eigenwesen ohne Zurückgehen auf diese ihm mit anderen gemeinsame Natur erkennen kann. Er will nicht sehen, daß Bindungen, die in dieser Natur des allgemeinen Gattungswesens und in den notwendigen Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens gegründet sind, eine andere als aufgeherrschte Autorität besitzen; daß ein wirklich freies unbefangenes Denken des Individuums in dieser Art von Bindung nicht etwas seinem Eigenwesen Fremdes sondern ein in diesem Eigenwesen zugleich mit angelegtes wertvollstes Besitztum erkennen und anerkennen muß. Wer sich im Handeln all den Einflüssen, die seine individuellen Ziele durch die Beziehung auf überindividuelle allgemeine Ziele erfahren haben, nach dem Stirnerschen Rezept *Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt* entziehen wollte, käme damit, statt zur *Freiheit* aufzusteigen, noch hinter das Niveau des landläufig-leeren Philistertums zurück. Indes, wie man immer selbst zu Stirner stehen mag, Mackays liebevoll eingehende Beschreibung seines Lebens hat sicherlich auf Interesse und auf Anerkennung Anspruch. Der Dichter Mackay zeigt auch in dieser Arbeit eine Wärme der Darstellung, die es bedauern läßt, daß er in letzter Zeit im allgemeinen wohl viel zu wenig gelesen wird. Hoffentlich trägt die Gesamtausgabe seiner Werke, die soeben erschienen ist und hier in der Rubrik *Dichtkunst* noch besprochen werden wird, dazu bei ihm diejenige Stellung unter den Heutigen zurückzugewinnen, die ihm als Künstler gebührt. × Einen neuen Band *Aus Georg Winkelblechs (Karl Marlos) literarischem Nachlaß* (Leipzig, Deichert) läßt Dr. W. Ed. Biermann erscheinen, der bereits eine mehrbändige Biographie Winkelblechs, eines unbeträchtlichen deutschen Utopisten aus den fünfziger Jahren, verfaßt hat: eine Kollektion pedantischer und nebelhaft abstrakter Reformrezepte. × Von Professor Reichbergs *Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung* (Bern, Enzyklopädie), auf das schon früher hingewiesen wurde, ist jetzt der 3., abschließende Doppel-

band herausgekommen. Eine stattliche Anzahl schweizerischer Fachleute, akademischer wie im praktischen Leben stehender, hat sich in die Bearbeitung geteilt. Die instruktiven Beiträge ergänzen ihre Schilderungen vielfach durch geschichtliche Exkurse. Besonders eingehend sind in dem 3. Band das schweizerische Schulwesen, die Textilindustrie und das Versicherungswesen behandelt. Jedes dieser Themen füllt mehr als 100 Quartseiten. Der Sekretär des *Schweizerischen Gewerkschaftsbunds* hat eine eindringende, auf großes statistisches Material gestützte Übersicht der Streik- und Lohnbewegungen in der Schweiz beige-steuert. Der Preis des 4000 Seiten starken Lexikons beträgt 108 Francs; doch kann das Werk auch in Einzellieferungen à 1 Franc bezogen werden.

KUNST

Bühnenkunst / Hans Winand

Turandot Als Schiller, in einer Mußzeit von knapp 2 Monaten, die *Turandot* des Grafen Gozzi für Weimar bearbeitete, beging er — Kundige der Literaturgeschichte haben das hundertmal erzählt — den Fehler ungebärdige Kinder der Märchenlaune in eine sittlich-logische Weltordnung zu zwingen. Die groben Späße der altitalienischen Komödienfiguren verletzten seinen dramatischen Sinn, und was den Venezianern höchstes Behagen war, wurde ihm künstlerisches Mißbehagen. Die *Turandot*, bei Gozzi und auch schon in 1001 *Nacht* ein Kind der Laune, war ihm Marionette. Er mußte logisch motivieren, fürchtete sich vor der blinden Grausamkeit der Märchenprinzessin und glaubte sie uns näherzubringen, indem er aus ihr eine Art alchinesischer Frauenrechtlerin machte. Die kühle Aufnahme des Stückes erwies den Fehler, den Vollmoeller in seiner Übersetzung des Gozzischen Märchenstücks (siehe die Rubrik *Dichtkunst*, 1911, 3. Band, pag. 1686) vermieden hat. Die Gefahr, daß für Max Reinhardt das Märchen zu wenig Drama sein würde, war nicht zu befürchten. Eher das Gegenteil. Und so erstand im *Deutschen Theater* eine *Turandot*, die mit der Schillerschen nur die Handlung gemein hat. Im Vordergrund des Beifalls stehen die lustigen Komödien gestalten, im Vordergrund des Eindrucks die Komik und die Improvisation. Man hat dem Regisseur aus dem Nebeneinander von Märchenstimmung und Groteskkomik einen Strick drehen wollen

und über einen Mangel an Stilleinheit in dieser Aufführung gejammernt. Das Publikum zeigt in diesem Fall gesünder Instinkt als die Gelehrten der Kritik. Dieser unbestreitbare Stilzwiespalt ist das Wesen des Gozzischen Märchenstücks, das nur geschrieben wurde, um die durch Goldoni von den Venezianer Brettern vertriebenen Spaßmacher wieder zu Ehren zu bringen. Der Regisseur folgt hierin also, mit einer ihm sonst nicht immer eigenen Treue, dem Dichter. Man kann das Gozzische Stück nur altvenezianisch spielen oder gar nicht; für bedenkliche Gemüter liegt die Schillersche Bearbeitung vor, die die Laune und Freiheit der komischen Gestalten nach Herzenslust beschnitten hat.

Es ist nicht oft, daß Ausführungen des *Deutschen Theaters* zu vorbehaltloser Anerkennung herausfordern. Aber hier fand der Regisseur sein Ziel in dem Stück und konnte seine Absicht lückenlos durchführen. So entsteht ein Abend heisterer Ungebundenheit. Das Merkwürdigste bleibt, wie seltsam sich in der Wirklichkeit Märchen und Komik mit ihrer unmittelbaren Nachbarschaft abfinden. Auch ich hegte vor der Aufführung meine Zweifel, die der Abend lachend widerlegte. Das liegt nicht allein in der erschreckend unrealistischen Fassung des ganzen Motivs sondern auch in einer Aufführung, die allen Mitwirkenden Ehre macht. Hier gilt es keine Tragik zu malen; hier sollen Scherz, Laune und Willkür herrschen: und das sind Aufgaben, denen man in der Schumannstraße meist gewachsen ist. Überraschend bleibt die merkwürdig rasche Entwicklung, die Moissi in den letzten Monaten genommen hat. Sein herrliches Organ hört endlich auf Selbstzweck zu sein. Die südländische Breite der Sentimentalität beginnt zu weichen, nicht aber mit ihr die naive Unschuld lateinischen Blutes. Sein Prinz Kalaf setzt an Stelle romantischen Gebarens eine scherische Ursprünglichkeit, die süßlichen Gefühlsüberschwang vermeidet. Und doch ist diese Gestalt zart und weich. In der Tiefe ihres Wesens schlummert ein schlichtes, kindliches Heldentum, das rührt, ohne Mitleid zu erregen. Der Augenblick, da Kalaf beim ersten Anblick des Turandotbildes von übermütiger Neugier zum Staunen und dann zu hingebungsvoller Begeisterung übergeht, ist ein feines Stück zarter und unaufdringlicher Kunst der Charakterisierung. Doch am meisten überrascht der feine, stille Humor, der in diesem Künstler schlummert und sich

nun bescheiden wie ein Märzblümlein entfaltet. Dieser Humor war das tiefere Bindeglied, das die einander scheinbar so widerspruchsvollen Elemente dieser Aufführung mit einander verband und es möglich machte, daß dieser schlichte Märchenprinz inmitten der polternden Spaßmacher nicht wie ein verirrter Fremdkörper erschien sondern sich klar von der Mitwelt abhob, ohne sie zu verleugnen.

×
Mysterienspiel Moissi war auch der Held des alten Mysteriendramas *Jedermann*, das bald darauf im Zirkus zur Aufführung kam (das Buch Hofmannsthals ist bei S. Fischer erschienen). Auch hier galt es weniger Charaktere zu zeichnen oder tragische Menschengröße zu versinnbildlichen. Die jenseitige Welt steht im Dienst des Regisseurs und der Spielleiter, hatte im Grunde nur die Aufgabe alles zu vermeiden, was das religiöse oder antireligiöse Gefühl der Zuschauer verletzen könnte. Man hat auch hier, ein wenig böswillig, geltend gemacht, daß ein Zirkus nicht der Raum für religiöse Mysterienspiele sei, und daß das Milieu ernüchternd wirke. Ich bin mir dieser Ernüchterung nicht bewußt geworden, vielleicht nur darum, weil die naive Poesie des Werkes bei mir aus einem Saulus bald einen Paulus machte, der während der Handlung gar nicht dazu kam an Herrn Reinhardt, den Zirkus oder Theaterkritik zu denken. Es mag sein, daß für manche eine Aufführung in einem geschlossenen Theaterraum, für manche gar keine Aufführung wertvoller gewesen wäre: Ich darf mich in diesem Fall als befangen erklären. Denn die in ihrer Unschuld rührend wahre und mahnend traurige Geschichte von dem sorglosen Erdenkind, das an der Schwelle zum Tod keinen Freund mehr hat als das Bewußtsein seiner kärglichen guten Taten, befreit sich in ihrer tragischen Überzeugungskraft aus der Abhängigkeit von Raum und Zeit und würde auf mich wahrscheinlich in einem Nachtsyl oder in einem Bahnhofsgebäude nicht weniger wirken als in einem Zirkus, einem Theater oder einem Tingeltangel. Auch hier stand Moissi im Mittelpunkt, umrahmt von einer bunten Schar mittelalterlicher Gestalten, die Dürerschen Holzschnitten entstieg sein könnten. Für den Regisseur hatte eine in der Tat entzückend aufgebaute Tafelszene ganz besondere Anziehung; und das Bild dieser lustigen, heiteren, sorglos pokulierenden Burschen

und Mädchen, unter denen plötzlich der Tod erscheint, der sie auseinandersprengt wie der Fuchs die Hühner, war mit gewohntem Sinn für Unmittelbarkeit der Bewegung und Reiz der Farbe gestaltet. Weniger glücklich scheint mir die dynamische Behandlung der mystischen Stimmen aus dem Jenseits, die drohend und mahnend den armen Jedermann vor Gottes Richterstuhl laden. Um hier die Wirkung des Schaurigen zu erreichen, tat man des Schlechten zu viel und des Guten zu wenig und stellte die unsichtbaren Ruferinnen irgendwo auf luftiger Höhe an verschiedenen Plätzen auf. Die Folge war, daß man die Herkunft jedes Rufes örtlich ungefähr zu bestimmen mußte, die Aufmerksamkeit wurde von der Bühne in die Höhe der Zirkuskuppel gelenkt, und diese Ungeschicklichkeit mochte in der Tat auf kurze Zeit so etwas wie eine Ernüchterung bringen. Ich bin nicht Regisseur und weiß nicht, wie man es besser macht; allein, die Vorstellung krampfhaft heulender Theaterschülerinnen, die unwillkürlich wachgerufen wurde, hätte sich vielleicht vermeiden lassen, wenn man die Ruferinnen statt in der Höhe irgendwo unter dem Bühnengerüst postiert hätte.

× **Berlin: Lessingtheater** ×
Im *Lessingtheater* spielte man die neue Dichtung Schnitzlers *Das weite Land*:

eine Dichtung von trostloser Ehrlichkeit und Wahrheit. Daß Schnitzler bei diesem Werk in einer unidealisierten Wirklichkeit beharrt und Zustände des Alltags mit einer, man muß das Wort wiederholen: trostlosen Echtheit gestaltet, kommt der Spielweise des *Lessingtheaters* entgegen. Und so gab es eine Aufführung, die schlechthin über jedes Lob erhaben ist. Das bleibt merkwürdig, weil der ganze Abend eigentliche schauspielerische Höhepunkte nicht gab und weder einen Bassermann noch eine Lehmann auf die Bühne brachte. Gerade hierin offenbart sich die unvergleichliche erzieherische Wirkung, die diese Bühne in ihrer Gesamtheit auf ihre Mitglieder ausübt. Wenn immer das *Lessingtheater* eine begabte neue Kraft seiner Truppe eingliedert, hat man beim ersten Auftreten das Gefühl eines unzulänglichen Fremdkörpers, der das Niveau des Theaters nicht erreicht. Wer dann nach längerer Zeit wieder eine Aufführung besucht, muß erleben, wie das Ensemble den Neuling förmlich aufgesaugt hat. Er ist in die Gesamtheit eingefügt und ein scheinbar unlösbarer Teil eines einheit-

lichen Organismus geworden. So geht es auch mit Monnard. Ich sah ihn zuerst vor vielen Jahren in München, er war noch Anfänger und hinterließ in meiner Erinnerung Grauen und Entsetzen. Als er zuerst im *Lessingtheater* auftrat, beschattete die Erinnerung an die unvergleichlichen Leistungen Bassermanns die Wirkung seines Spiels, und man ging mit dem lauwarmen Gefühl heim: gewiß, eine tüchtige Kraft, ein routinierter Schauspieler, ein anständiger, gewandter und geschmackvoller Darsteller. Ich hatte auch mit der Schnitzleraufführung nicht das Gefühl einer mitreißenden Persönlichkeit, aber ich ziehe den Hut vor einem Mann, der in seiner Kunst so ernst arbeitet und so vorwärtskommt. Der traurige Held des Stücks kommt in Monnards Gestaltung restlos zum Leben, und das mit einer Natürlichkeit, die jeden Gedanken an Routine verdrängt und nur den Glauben an einen reinen, einheitlichen Künstler weckt. Das Wunderbare aber an dieser Aufführung ist, daß auch nicht eine einzige Persönlichkeit der andern im Licht stand. Jeder steht auf seinem Posten und füllt ihn aus, fühlt ihn so aus, daß jede Erinnerung an die Arbeit der Darsteller oder des Regisseurs schwindet, und nicht mehr der Schauspieler wirkt, sondern die zur Wirklichkeit erweckte Dichtung.

× **Berlin: Deutsches Theater** ×
Es ist interessant mit dieser in ihrer Gesamtheit so

prachtvoll einheitlichen Aufführung eine andere Vorstellung des *Deutschen Theaters* zu vergleichen. Man gab die *Offiziere* von Fritz von Unruh, eine ungewöhnlich begabte Erstlingsarbeit, in der das ganze brausende Ungestüm der Jugend waltet, aber auch die noch undisziplinierte Offenherzigkeit des Anfängers. Das Werk ist in seinem Aufbau sicherlich kein Drama sondern eine locker gefügte Folge von bühnenwirksamen Bildern. Aber alle einzelnen Gestalten zeigen eine fast traumwandlerisch sichere Sicherheit der Charakterisierung, alle sind Menschen, tragische, komische, traurige, lustige oder lächerliche Menschen, aber sicherlich Menschen. Vor allem aber Gestalten, die den Schauspielern prachtvolle Aufgaben bieten. Auf der Bühne stehen Bassermann, Kaybler, Wegener, Biensfeld und Waßmann; Künstler, die mit Feuereifer für ihre Helden kämpfen und siegen. Daneben aber eine Reihe von weiteren Schauspielern und Schauspielerinnen, die — Diegelmann als Militärprediger ausge-

nommen — mehr oder weniger versagten und in ihrer Mehrzahl in einem unbewachten Augenblick dem Stadttheater von Debreczin entsprungen zu sein scheinen. Man könnte sagen, bei diesen Nebenfiguren sei das unwesentlich; man kann auch sagen, daß für den ernsthaft arbeitenden Regisseur jede Unwesentlichkeit eine Hauptsache bilden muß. Es mag in diesem Fall in der Tat unwesentlich sein, weil Bassermann mit einem geradezu dämonischen Temperament die Spannung des Abends auf sich lenkt. Aber im Vergleich mit dem *Lessingtheater* bietet diese Aufführung das Bild des alten Gegensatzes zwischen diesen beiden Bühnen. Am Schiffbauerdamm Aufführungen, aus denen keine Einzelpersönlichkeit hervorragt, und keine Einzelleistung unter dem Niveau der Gesamtheit bleibt. Am *Deutschen Theater* eine Reihe erstklassiger Darsteller, die den Abend beherrschen und als Einzelpersönlichkeiten und Hervorbringer von Einzelleistungen in der Erinnerung fortleben. Daneben aber eine Horde untergeordneter Kräfte, die eigenste Bahnen wandeln, die Hand des Regisseurs vollkommen vermissen lassen und in einer Vorstadtbühne ein Apfel- und Eierbombardement erleben konnten.

× ×
Kurze Chronik Vollmoellers wortloses Legendenspiel *Das Mirakel*, das um Weihnachten mit der Musik von Humperdinck unter Reinhardts Regie in London in Szene ging, soll im kommenden Winter auch in Berlin gespielt werden. × Das neue Berliner Opernhaus, die von M. Moris geleitete *Kurfürstenoper* ist Mitte Dezember mit einer Aufführung der Nicolaischen *Lustigen Weiber* eröffnet worden (wann wird man wieder einmal den herrlichen *Falstaff* Verdis hören?); mit der Uraufführung einer neuen Oper von Wolf-Ferrari *Der Schmuck der Madonna* erwuchs dem Unternehmen und dem Komponisten ein starker Publikumserfolg.

× ×
Literatur Der 4. Band der von Oskar Walzel geleiteten trefflichen Sammlung *Pandora* /München, Rentsch/ bringt eine Zusammenstellung von Schauspielermemoiren *Aus der großen Zeit des deutschen Theaters*. Als Herausgeber figuriert Arthur Eloesser, der das Buch mit einer kleinen Einleitung begleitet. Der Name Eloessers weckt ein günstiges Vorurteil für das Büchlein,

das sich allerdings nicht ganz bestätigt. Eloesser ist heute einer der fähigsten Männer, die in der Reichshauptstadt das kritische Richtschwert führen. Ein durchdringender Blick, der unbeeinflußt von Modeströmungen und gestützt auf ein reiches Wissen sich durch keine Mäntelchen über den Körperbau eines Kunstwerks betrügen läßt; dabei ein scharfes Temperament, das eine Kraft der Darstellung und einen bei allem Farbenreichtum knappen, treffsicheren und reinen Stil sein eigen nennt; und zugleich ein Gelehrter, dem wir unter anderen ein ausgezeichnetes Büchlein über Kleist und eine prachtvolle Wesensanalyse Ludwigs verdanken. Mit einigem Staunen entdeckt man, daß dieser ausgezeichnete Schriftsteller es sich einmal auch mit einer Arbeit sehr leicht machen kann. Der flüchtig über die Erscheinungen hingleitenden Einleitung folgen Ausschnitte aus den populärsten Schauspielermemoiren: aus den Zeichnungen von J. C. Brandes, F. D. Schmidt, Iffland, Genast und Anschütz, also just aus den Memoirenbüchern, die ohnehin am besten bekannt und am weitesten verbreitet sind. In dieser Form scheint mir die gute Idee des Büchleins in ihrer Wirkung zerstört. Der Herausgeber setzt sich zwischen zwei Stühle: Den Literatur- und Theaterfreunden hat er Neues nicht vorzulegen; den anderen aber, denen diese Memoirenausschnitte eine Neuheit bedeuten könnten, wird die kulturhistorische Einstellung in Zeit, Gesellschaft und Geistesloben fehlen, ohne die diese Aufzeichnungen bedeutungsarm anmuten. × Ernster hat Paul Landau seine Aufgabe genommen, als er unter dem Titel *Mimen, his vrische Miniaturen* /Berlin, Reiß/ Charakterbilder von 12 der bedeutendsten Bühnenkünstler und 4 Tänzerinnen silhouetten zu einem Buch verband. Landau beherrscht ein gewaltiges Material von zeitgenössischen Urteilen über verblichene Helden des Theaters, und auf diese Quellen gestützt erweckt er die Gestalten zu neuem Leben. Der interessante Versuch diese einander ergänzenden Urteile zu lebendigen Wesensschilderungen zu verschmelzen scheint mir in diesem Buch geglückt. Denn Landau gibt weder trockene biographische Einzelheiten noch sucht er aus zwanzig vergessenen Kritiken eine neue, kritische Anthologie zu konstruieren: Er läßt die Einzelheiten auf sich wirken, bis sie sich ihm zum

Eindruck formen. So entsteht eine Reihe von starken Impressionen, die den Wesenskern der dargestellten Künstler und ihrer Kunst nicht etwa analysieren sondern handelnd schildern und gestalten. Für mich wenigstens hat eine Reihe von Persönlichkeiten, die mir bislang nur unklare Schemen geblieben waren, Physiognomie und Leben gewonnen, wengleich der rauschende Strom starker Worte im einzelnen hin und wieder ein wenig verwirren könnte. Das Buch gibt Wesensbilder von Ekhof, Schröder, Fleck, L. Devrient, Seydelmann, Wilhelmine Schroeder-Devrient, Döring, Dessoir, Wolter, Mitterwurzer, Matkowsky, Kainz; meist in Handlung umgesetzte Schilderungen, die vielfach durch knappe Rollenanalysen auch interessante Vergleiche mit Charakterauffassungen zeitgenössischer Künstler ermöglichen.

KULTUR

Kolonisation / Gerhard Hildebrand

Manenguba- In den *Mitteilungen aus*
system den *deutschen Schutzgebieten* veröffentlicht Professor

Dr. F. Thorbecke eine zusammenfassende Darstellung des Manengubahochlands, die, abgesehen von der Qualifikation Thorbeckes als selbständigen Beobachters, wegen ihrer ausgiebigen Benutzung alles vorhandenen Materials, selbst des sehr reichhaltigen ungedruckten im *Archiv der Baseler Mission*, besonderes Interesse verdient. Innerhalb des Manengubasystems liegt der vorläufige Endpunkt der Kameruner Nordbahn (160 Kilometer), und da anscheinend erst die Mittellandbahn bis zum Njang fertiggestellt werden soll, bevor die Nordbahn nach Dschang und Fumban (Bamum) weitergeführt wird, hängen Fortschritt der Kolonisation und Rentabilität der Bahn zurzeit in erster Linie von der Entwicklung des Manengubahochlands ab. Die Nordbahn ist erst seit dem April 1911 auf der ganzen Strecke im Betrieb, so daß das bisher allein veröffentlichte Betriebsergebnis für Januar bis Juli noch keine weitgehenden Schlüsse zu ziehen gestattet. Bemerkenswert ist aber jedenfalls, daß der Güterverkehr nach der Küste (Ausfuhr- richtung) in diesem Halbjahr mit 6144 von 8221 Tonnen 75 % des Gesamtgüterverkehrs ausmachte. Die Ausfuhr ist also zunächst im Verhältnis zur Einfuhr ganz ungewöhnlich groß. Wieviel davon

aus dem Manengubagebiet stammt, ist allerdings nach den vorliegenden Mitteilungen nicht festzustellen. Sicher ist einmal, daß dies Gebiet jetzt erst die Möglichkeit zur Entwicklung seiner Exportkulturen gewonnen hat, soweit es sich um die hauptsächlich in Frage kommenden billigen Massenfrachten handelt, und zweitens, daß das Manengubahochland nach Boden, Klima und Bevölkerung als eins der aussichtsreichsten Gebiete Kameruns zu betrachten ist. Seine Täler und Hänge sind außerordentlich reich an Ölpalmen, deren Nutzung bisher durch die Kosten des Trägerverkehrs sehr erschwert, zum Teil vollkommen verhindert wurde. Dr. H. Bücher nennt in einem Bericht im *Deutschen Kolonialblatt* die Ölpalmenprodukte geradezu das »Rückgrat der Nordbahn«. Oberleutnant Rausch, der Bezirksleiter von Dschang, erklärt in einer Anmerkung dazu; »daß zurzeit mehr Ölpalmen im Dschangbezirk vorhanden sind als von der jetzigen Bevölkerung ausgenutzt werden können«. Daneben wird sich voraussichtlich ein sehr bedeutender Verkehr mit Schlachtvieh entwickeln. Die ganze Guineaküste leidet an einem bisher unüberwindlichen Fleischmangel, da in den tropischen Niederungen Viehzucht wegen der Tsetsegefahr völlig unmöglich ist. Das Hochland von Adamaua und den südlich angrenzenden Gebieten, die ausgedehnte Wasserscheide zwischen den Systemen des Benue und des Schari, den Quellflüssen des Ssanga, Sanaga, Wuri, Mungo und Cross River, mit durchschnittlicher Höhe von über 1000 Meter von Ngaumdere im Norden über Banjo bis Joko im Südosten, Bamum im Süden, Bali und Dschang im Südwesten, ist von der Natur dazu bestimmt Fleischlieferant der Küste und der sie befahrenden Dampfer zu werden. Die Bakossi in der westlichen Hälfte des Manengubahochlands sind die südlich am weitesten vorgeschobenen Vorposten dieser Viehzuchtgebiete. Nach Thorbecke sehen sie zwar schon jetzt im Besitz von Rindern ihren Reichtum, verstehen aber noch nicht viel von rationeller Viehzucht, so daß 50 % des Jungviehs in der Regenzeit aus Mangel an Schutz eingeht. Dank der Absatzmöglichkeit durch die Manengubabahn und der Anleitung durch europäische Sachverständige werden sie sehr bald zu rationeller Viehhaltung übergehen. Ob von den Weidegebieten des innern Hochlands her schon in kürzerer Zeit Viehtransporte größeren Umfangs den Anschluß an die Nordbahn in

Ihrer jetzigen Ausdehnung erreichen können, ist nicht ganz so gewiß. Allerdings werden schon jetzt von Dschang aus große Anstrengungen zur Hebung der Viehzucht gemacht, aber die zwischen Dschang und Bare zu passierende tiefe Einsenkung der Mboebene mit ihrer Seuchengefahr wird es voraussichtlich ratsam erscheinen lassen mit der regulären Verwertung der Bestände bis zur Durchquerung der Mboebene mit der Eisenbahn zu warten. Inzwischen kommt noch eine allgemeine Hebung der Eingeborenenkulturen im Manengubahochland selbst in Frage. Wichtig wäre vor allem eine Ausdehnung des Maisanbaus, ebenfalls zur Versorgung der Küstendistrikte. Schon Rohrbach hat Anfang 1907 bei seiner Reise von Ninong nach Mankwe (zwischen Manenguba- und Bafarami-respektive Mboebirgen) eine erstaunliche Ausdehnung der Maiskulturen beobachtet und geschlossen, daß nach Vollendung der Eisenbahn Zehntausende von Hektaren »ohne weiteres unter Mais gebracht werden und Verpflegung für die Küste liefern« könnten (siehe die *Hilfe* vom 18. August 1907). Thorbecke weist auf die (seiner Meinung nach »wahrscheinlich ganz unbewußt« betriebene) Wechselwirtschaft zwischen Ackerbau auf durch Abbrennen des Elefantengrases gedüngtem Boden, Brache und abermalige Düngung durch Weidengang bei den dortigen Bakossistämmen hin. Er hebt weiter hervor, daß bei den Bakossi zum Unterschied von den meisten anderen Negervölkern nicht nur die Frauen sondern zum Teil auch die Männer Feldarbeit verrichten, während nach Bücher in dem Gebiet zwischen Kupe, Manenguba und Nlonako, also im unmittelbaren Bereich der Nordbahn, allerdings noch die Frauen alles besorgen. Bücher ist ebenfalls der Meinung, daß von hier aus der Maisbedarf der Küstengebiete gedeckt werden kann. Für den Export kommt nach seiner Ansicht die Kultur nicht in Frage, solange sie als Hackbau in Wanderwirtschaft betrieben wird, da diese Art des Anbaus zu viele Arbeitskräfte erfordert. Erst die Einführung von Pflugkultur und stärkerer natürlicher Düngung (durch vermehrte Viehhaltung), wohl auch rationeller Fruchtwechselwirtschaft, kann hierfür die Vorbedingungen schaffen. Bücher gibt weiter ein Beispiel dafür, wie stark im Postenbezirk Bare die Arbeitskräfte der dort nicht allzu reichlichen Bevölkerung durch den Trägerverkehr in An-

spruch genommen werden: In den 4 Monaten Juli bis Oktober 1908 marschierten von Bare nach Dschang nicht weniger als 2604 Träger. Da der Marsch 4 Tage dauert, kann man annehmen, daß mit Rückweg und Warten auf Trägerlasten in diesen 4 Monaten 26 000 Arbeitstage im Transportdienst verwandt wurden, die sich bei dem ständig wachsenden Verkehr inzwischen sicher schon beträchtlich vermehrt haben. Durch die Weiterführung der Bahn von Bare nach Dschang würden fast alle diese Kräfte für unmittelbar produktive Tätigkeit (oder seitliche Zubringerarbeit) freigemacht werden können. Im engern Dschangbezirk auf dem Grashochland nördlich der Mboebene ist übrigens die Bevölkerung so stark, daß nach Bücher für europäische Unternehmungen kein Raum ist. Ebenso berichtet Oberleutnant Rausch über das Gebiet östlich von Bare (zwischen Nkam und Nün), also auch noch im Zubringerbereich der jetzigen Nordbahn, daß dort auf 2000 Quadratkilometern mindestens 80 000 Menschen wohnen. Eine erstaunliche Bevölkerungsdichtigkeit für die Verhältnisse des tropischen Afrika! Auch hier gibt es nach Rausch einen Überfluß an Ölpalmen, bedeutende Mais- und Erdnußkulturen, und kein freies Land mehr für europäische Unternehmer. Für diesen Teil des Manengubahochlands ist in Bana ein besonderer Bezirksposten eingerichtet, so daß die Speisung der Nordbahn mit Frachten von hier aus jedenfalls nicht lange auf sich warten lassen wird. Zum Zubringergebiet der Nordbahn gehört ferner die mehrfach erwähnte Mboebene, ein großer ehemaliger See, der durch den Ausbruch des Mkam im Südosten freigelegt worden ist. Die Durchbruchstelle ist allerdings so eng, daß sie in der Regenzeit nicht genügt, so daß das mächtige Becken, dessen Ausdehnung Rohrbach in einem seiner Reisebriefe auf nahezu 100 000 Hektar angibt, alljährlich in einen Riesensumpf verwandelt wird. An der erwähnten Stelle meint Rohrbach, man könne die ganze Fläche von einem Ende bis zum andern einfach mit dem Dampfflug unackern und ein riesenhaftes Baumwollfeld daraus machen. In einem bald darauf veröffentlichten Buch (*Wie machen wir unsere Kolonien rentabel?* / Halle, Gebauer & Schwetschke/) spricht er davon, daß die Mboebene »in einen einzigen Ölwald von mehreren 100 Quadratkilometern« verwandelt werden

könne. In der Tat besteht der Galeriewald der Ebene zum großen Teil aus Ölpalmen. Bücher und Hassert stellen die Frage, ob hier nicht Reiskultur möglich sein sollte. Thorbecke sagt ganz allgemein, erst die Kunst der modernen Technik werde imstande sein »den Wasserhaushalt dieser weiten, heute kaum dauernd von Menschen bewohnten, ja fast unbewohnbaren Flächen durch eine Verbreiterung des Mkamabflusses auch in der Regenzeit zu regeln und so die großen, fast brachliegenden Schwemmlandgebiete, heute nur der Tummelplatz zahlreicher Elefanten- und Büffelherden und andern Wildes, der wirtschaftlichen Entwicklung durch den Europäer zuzuführen«. Es leuchtet ein, daß hier ein ebenso großes und verlockendes wie schwieriges Problem gestellt ist, dessen erfolgreiche Lösung die Kameruner Kolonialwirtschaft voraussichtlich in fast einzigartiger Weise zu heben imstande wäre.

× **Kurze Chronik** Die Binnenschifffahrt in Ostafrika hat in den letzten Jahren eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, namentlich in der großen Binnenwasserregion Ugandas. Der *Colonial Report* für 1909-1910 berichtet, daß auf dem Viktoriasee, dem Kioga- und dem Albertsee nebst den angrenzenden Nilstrecken im Berichtjahr 6559 Passagiere und 1751 Tons Fracht befördert wurden, gegen 2699 Passagiere und 834 Tons Fracht im Vorjahr. Dieser starke Aufschwung läßt einen Rückschluß auf die Möglichkeiten der Verkehrsentwicklung in den deutschostafrikanischen Binnenseegebieten zu, sobald erst einmal die Bahnanschlüsse an die drei großen Seen hergestellt sind.

× **Literatur** Im Jahr 1906 wurde im Anschluß an die Vereinigung der australischen Staaten ein Commonwealth Bureau of Census and Statistics geschaffen, das seitdem alljährlich ein *Official Yearbook of the Commonwealth of Australia* herausgibt. Der 4. Jahrgang, 1911, umfaßt nicht weniger als 1258 Seiten und enthält außer reichem statistischen Material eine Fülle von textlichen Mitteilungen verschiedenster Art, bildet also nicht nur ein statistisches sondern ein allgemeines Handbuch über Australien. Als Beispiel führe ich etliches aus dem Inhalt an: Abschnitt II

enthält Artikel über die älteste Kenntnis und die Besitzergreifung von Australien, die Gründung der verschiedenen Kolonien, die Entdeckung des Innern, die Verfassungen der Einzelstaaten, die Bündnisbewegung, die Gründung des Commonwealth und dessen Verfassung. Abschnitt V behandelt die Landfrage, erst geschichtlich, dann die Landgesetze der Einzelstaaten, die Bedingungen des Verkaufs oder der Verpachtung von Kronländern, Freiüberlassungen, Versteigerungsverkäufe, Bedingungsverkäufe, Verpachtung, Kleinsiedelung, Minenlandvergebung, Ruckerwerbung von veräußerten Ländereien durch die Krone, Abgabe von Kronländereien in den Einzelstaaten, Besitzgrößenstatistik, Fortschritte der Siedelung von 1900 bis 1909. So geht es durch 32 Abschnitte, dazu kommt noch ein Anhang mit Ergänzungen. Dem ausführlichen sozialpolitischen Teil (Abschnitt XXVII), in dem die Gewerkschaftsbewegung an der Spitze behandelt wird, entnehmen wir, daß Ende 1909 im Commonwealth 351 Gewerkschaften bestanden, von denen Berichte über 170 895 Mitglieder, 222 809 Pfund Sterling Einnahmen, 218 604 Pfund Ausgaben und 151 810 Pfund Vermögen vorlagen. Unter den Fabrikgesetzen standen 1910 13 902 Betriebe mit 132 318, männlichen und 71 491 weiblichen, zusammen 203 809 Arbeitern. Die übrigen hierher gehörigen Daten (Arbeitszeit, Schutzgesetze, Lohnämter usw.) sind noch zu stark einzeln staatlich zersplittert, als daß sie hier summarisch angeführt werden könnten. Im ganzen drängt sich auch beim Durchblättern dieses ungemein wertvollen Jahrbuchs immer wieder der Gedanke hervor, daß die Fülle und Verschiedenartigkeit der Aufgaben an die seit 1½ Jahren herrschende Arbeiterpartei zum Teil ganz andere Anforderungen stellt als die sind, die der sozialistische Theoretiker gelegentlich als reine Arbeiterklassenpolitik hinstellen versucht ist. Als das Experimentierland der Arbeiterpolitik verdient Australien jedenfalls zurzeit ständige aufmerksame Beobachtung, und das vorliegende Jahrbuch bietet dazu — neben dem einführenden Werk Dr. R. Schachners, dessen 2 Bände in den *Sozialistischen Monatsheften*, in meinem Artikel *Australasiatische Rätsel* (1910, 1. Band, pag. 563) und in dieser Rundschau (1911, 3. Band, pag. 1315), bereits besprochen worden sind — eine ungemein solide Unterlage.